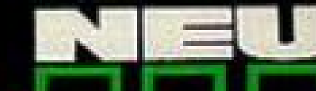
1,90 DM / Band 644
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Leichenfürst von Leipzig

Frankreich F 6,60 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Der Leichenfürst von Leipzig

John Sinclair Nr. 644

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 06.11.1990

Titelbild von Steve Crisp

Sinclair Crew

Der Leichenfürst von Leipzig

Die beiden Männer standen in einer derartigen Finsternis, dass der eine den anderen kaum wahrnehmen konnte. Wenn sie sich unterhielten, geschah es flüsternd. Meist über ein Thema, das für fremde Zuhörer nicht geeignet war.

Über Tod, Teufel und Leichen!

Der Mann mit den dunklen Haaren, der blassen Haut, den finsteren Augen und dem kantigen Gesicht dachte daran, dass er wieder zurückgekehrt war. Weg von Aibon, hinein in die normale Welt, wo er Baphomets Ziele verfolgen wollte.

Sein Gegenüber dachte ähnlich. Nur besaß er nicht die direkte Macht, den Einfluss und die Beziehungen, aber er hatte stets nur auf einen gehört - den Teufel.

Er und der Baphomet-Diener hatten sich gesucht und gefunden. Der eine war die Suppe, der andere das Salz, und in dieser nasskalten Nacht in Leipzig sollte Vincent van Akkeren, der Baphomet-Diener, den ersten und großartigen Beweis erhalten.

»Wer soll sterben?«, fragte er.
»Wen willst du sterben lassen?«
»Das ist mir egal.«
Der Mann aus Leipzig lachte. Er nannte sich Hoffmann, frei nach dem Schriftsteller E.T.A. Hoffmann, der ein sehr unruhiges Leben geführt hatte und dem Leipzig nicht fremd gewesen war. Besonders nicht der Auerbach-Keller. Diese Gaststätte war durch eine Oper - Hoffmanns Erzählungen - weltberühmt geworden.
Hoffmann strich über seinen Nasenrücken. »Aber du willst es sehen?«
»Natürlich.«
»Gut. Noch einmal. Dir ist egal, wer sterben soll?«
»Ja, zum Henker. Nur will ich den Beweis haben. Verstehst du das endlich?«
»Alles klar, van Akkeren, alles klar.« Hoffmann räusperte sich. »Warte einen Moment.« Er streckte seinen Kopf vor und schaute in die schmale Gasse, auf der das alte Kopfsteinpflaster noch vom letzten Regen her feucht schimmerte.
Die Luft drückte. Es war auch am Abend kein Wind aufgekommen, und so hing die berühmtberüchtigte Leipziger Luft wie ein Sack über der Stadt. Zudem stank sie widerlich. Der Geruch von Schwefelgasen und anderem Zeug vermischte sich zu einem »Aroma«, vor dem sich der Fremde nur ekeln konnte.
Hoffmann dachte da anders. Für ihn war der Geruch wie Balsam. Er erinnerte ihn an den Teufel, an die Hölle, die ihm das gegeben hatte, was kein anderer besaß.
Er hatte van Akkeren nur in Andeutungen darüber berichtet. Klar, dass der Fremde einen Beweis brauchte, und den wollte ihm Hoffmann auch liefern.
Er verließ die Einfahrt. Die Hände tief in den Taschen seines Mantels vergraben, so schlenderte er die Gasse hinunter. Der Mantel war völlig unmodern, die Schultern zu breit und eckig. Er hätte auch aus alten Armeebeständen stammen können.
Hoffmann hatte alles vorbereitet. Er spürte, wie die Blicke Vincent van Akkerens auf seinem Rücken brannten, und ein dünnes Lächeln umspielte seine Lippen.
Vor einem schmalbrüstigen Haus, an dem noch Stromkabel außen entlang liefen, blieb er stehen, steckte zwei Finger in den Mund und pfiff. Es war das Zeichen. Alles andere würde sich automatisch ergeben…
Von einer Dusche konnte Erika nur träumen. Ebenso von einem eigenen Bad. Aber sie besaß wenigstens ein Waschbecken, das im toten Winkel zur Tür hing und im Laufe der Zeit einen grauen Schimmer angenommen hatte.
Ein Zimmer bewohnte die Blondine nur. Schlafraum, Wohnzimmer

und Bad in einem.

Die Möbel hatte sie von ihren Großeltern bekommen. Sie würden nicht mehr lange halten, in den Fünfzigern hatte man nicht sehr stabil gebaut. Zwanzig war Erika jetzt, vom Leben enttäuscht. Nur Arbeit, wenig Geld, dazu noch Ostmark, nein, das war nichts für sie.

Auf der letzten Leipziger Messe war ihr dann die Idee gekommen, es einmal zu versuchen. Es gab genügend Männer, denen sie die Zeit vertreiben konnte, und da sie sehr hübsch war, konnte sie sich die Kunden sogar aussuchen.

Erika kassierte in Westgeld, ließ es aber in einem Versteck liegen. Erst wenn die Währungsunion perfekt war, würde ihr das Geld gut tun.

Die Messe ging vorbei, sie hatte sich an das Leben gewöhnt und war hin und wieder auf den Strich gegangen. Sogar vor einigen Stunden hatte sie einen Freier getroffen, der ihr einhundert Westmark versprochen hatte. Er wollte sie um kurz vor Mitternacht abholen. Sie hatten als Zeichen einen Pfiff vereinbart.

Erika hatte sich gewaschen und überlegte, was sie anziehen sollte. Der billige Minirock erschien ihr am geeignetsten. Sie hielt ihn in das Licht der Lampe, wo der helle Stoff so verblichen aussah. Als Oberteil wählte sie einen roten Pullover, den sie nur mühsam über ihre herausfordernd gewachsenen Kurven zwängen konnte. Der Ausschnitt hatte ursprünglich die Form eines V gehabt, war aber von Erika erweitert worden, damit die Kunden sehen konnten, was sie zu bieten hatte.

Die Schminke stammte aus dem Westen. Sie roch besser als die einheimische.

Erika hatte ein leidlich hübsches Puppengesicht mit einem eigentlich zu großen Mund, der, wenn er geschminkt war, noch breiter wirkte.

Sie entschied sich für ein helles Rot, das aussah wie frisches Blut. Gepudert war sie schon, steckte die Haare noch einmal hoch, das machte sie größer, drehte sich zweimal vor dem Spiegel und lächelte sich dabei selbst zu.

Sie fand sich gut…

Dann ging sie zum Fenster. Ihr Blick fiel auf die freudlose Gasse mit dem feuchten Pflaster. Ungefähr dreißig Meter entfernt leuchtete die trübe Kuppel einer Laterne. Ansonsten war es düster, gerade das richtige Licht für einen Kunden, der auf keinen Fall gesehen werden wollte. Das hatte ihr der Mann gesagt.

Vergeblich versuchte sie, sich an ihn zu erinnern. Er hatte einen Hut getragen, doch sein Gesicht war ihr nicht mehr präsent. Höchstens noch die dunklen Augen unter der Krempe.

Das war ihr alles nicht so wichtig. Sie lockte das Westgeld, der Blaue. Einige davon hatte sie gesammelt, sogar ein Brauner befand sich

darunter.

Fünfhundert Mark, ein kleines Vermögen, auch jetzt noch, wo viele schon umtauschten.

Noch hatte sie Zeit. Seit kurzem rauchte sie West-Zigaretten, klopfte ein Stäbchen aus der Packung und zündete es mit dem altem Sturmfeuerzeug an.

Die Wolken verteilten sich im Zimmer. Erika drehte sich um und ließ ihre Blicke durch den Raum schweifen. Hier hatte sie auch die letzte Zeit gewohnt, das nahm sie sich vor.

Drei Haken bildeten die Garderobe. Über einen hatte sie den dunklen Mantel gehängt. Er bestand aus einer billigen Pelzimitation und schimmerte grünlich im Licht.

Erika drückte die Zigarette genau in dem Moment im alten Ascher aus, als sie den Pfiff hörte.

Scharf und grell, nur einmal. Es war das Zeichen.

Erika huschte zum Fenster.

Die Gestalt stand am Rand des Gehsteigs, wo einige Steine fehlten. Sie winkte ihm zu, war aber nicht sicher, auch von ihm bemerkt worden zu sein. Egal, er hatte sein Versprechen gehalten. Als sie den Mantel überstreifte, dachte sie daran, eine Nachtzulage von fünfzig Prozent zu nehmen. Es kam darauf an, wie scharf der Knabe wurde, wenn er erst einmal ihren Körper sah.

Sie konnten in die Wohnung gehen, aber woandershin gehen, das überließ sie den Kunden.

Im schmalen Treppenhaus begegnete ihr die alte Schulz. Eine bitter gewordene Frau, die jahrelang nur gelitten hatte. Sie blieb stehen, als sie Erika sah.

»Na, gehst du wieder auf den Strich, du Hure?«

Erika blieb stehen. Spöttisch verzogen sich ihre Mundwinkel, während sie die Frau betrachtete.

»Klar doch, Alte. Für eine Nummer mit dir würde selbst der letzte Penner nicht einmal fünf Mark Ost hinlegen. Such dir schon einen Sarg.«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Schämst du dich nicht, so zu reden?«

»Nein, warum?«

Frau Schulz winkte ab. »Kennst du das Wort Moral?«

»Ist das chinesisch?« Sie lachte und ging weiter. Was die Frau ihr nachrief, hörte sie nicht mehr.

An der Haustür strich sie noch einmal durch das Haar, war zufrieden und öffnete.

Der typische Leipziger Gestank wehte ihr entgegen. An dieses Zeug würde sie sich nie gewöhnen können. Wenn sie genügend Geld zusammengespart hatte, wollte sie weg. Am besten in den Westen. Köln oder Düsseldorf schwebten ihr vor.

Noch aber stolperte sie über den hochkant stehenden Stein dicht hinter der Tür.

Sie fing sich gerade noch und hörte die Frage ihres Kunden. »Hast du getrunken?«

»Nein.«

»Dann ist es gut.«

Er kam näher. Wieder sah sie nicht viel von ihm, denn er trug die gleiche Kleidung wie am Mittag.

Nur die Linke hielt er in der Manteltasche, die Rechte hatte er hervorgezogen und wedelte mit einem Blauen. »Das war doch so vereinbart, nicht?«

»Ja…«, dehnte sie.

Der Mann verstand. »Gibt es Probleme?«

»Kommt darauf an, was du willst!«

»Hundert!«, zischte er. »Okay?«

Erika bekam plötzlich Angst. Es drängte sie, zurückzulaufen, dann aber dachte sie an das Geld, nickte, obwohl es ihr gegen den Strich ging. Der Hunderter verschwand wieder zusammen mit der Hand in der Tasche.

»Du bekommst ihn gleich. Öffne mal den Mantel.«

Erika widersprach. »Nicht sofort, Mann. Erst will ich wissen, wo du es willst.«

Die blassen Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, als der Kunde noch einen Schritt näher kam.

»Was meinst du denn?«

»Ist dein Problem.«

»Gut.« Er nickte. »Dann machen wir es gleich hier.«

»Wie - wo?« Sie stotterte plötzlich.

»Ist doch klar, Süße. Hier an der Hauswand. Kurz, knapp und kernig. Verstanden?«

Erika war wie vor den Kopf geschlagen. Okay, sie war noch nicht lange in diesem Geschäft, aber sie hatte einiges gehört und gelesen. Kunden oder Freier verlangten viel. Da gab es die unterschiedlichsten Typen, aber hier in der Gasse, an der Hauswand - das ging doch einen Schritt zu weit. Ausgerechnet noch dort, wo sie wohnte.

»Hast du mich nicht verstanden, Herzchen?«

Erika holte Luft und lachte kieksend. »Sag mal, Meister, bist du ein Perverser?«

»Wie kommst du darauf?«

»Blöde Frage. Mit der Hauswand und so…«

»Machst du es oder machst du es nicht?«

Erika verengte die Augen. Sie lächelte, aber sie dachte gleichzeitig wie ein Kaufmann. »Für einen Blauen mache ich es nicht, Meister. Nee, da haste dich getäuscht!«

»Zwei Blaue?«
Erika lächelte plötzlich. »Nun ja, darüber könnte man reden.«
»Zwei Blaue oder gar nichts.«
»Zeig die Scheine. Und sag mir dann, was ich tun soll.«
Er holte einen zweiten Hunderter aus der Manteltasche. Vor ihren Augen fächerte er sie auf. »Na, wie gefällt dir die Summe, kleine Nutte! Ist doch nicht schlecht.«
Sie ging zurück, ohne zu antworten. Schließlich spürte sie die Hauswand in ihrem Rücken. Der billige Mantel hatte nur noch zwei Knöpfe, die öffnete sie jetzt und schlug die beiden Hälften zur Seite, damit der Kunde sie eingehend betrachten konnte.
Was sich unter dem Pullover abzeichnete und ebenfalls aus dem Ausschnitt hervorquoll, schien ihm zu gefallen, auch die langen Beine beeindruckten ihn.
»Zufrieden?«
»Geht in Ordnung.«
»Dann her mit dem Geld!«
Sie erhielt die beiden Blauen, knitterte sie zusammen und steckte sie ein. Der Mann trat näher an sie heran. Erika fummelte an ihrem Rock, der in der Taille ziemlich eng saß. Sie dachte daran, mal wieder etwas abzunehmen, und rechnete damit, dass der Kunde sie betasten würde, aber er tat nichts dergleichen.
Der dunkel gekleidete Mann blieb stehen und schaute sie nur an. Kalt und abschätzend.
Sie wollte etwas sagen. Ihr Mund öffnete sich bereits, als sie den Schatten sah.
Er war urplötzlich erschienen, obwohl es keinen Grund dafür gab, denn in der Nähe leuchtete kein Licht. Trotzdem lag der Schatten auf dem Pflaster des Gehsteigs. In einem schrägen Winkel stach er von der Gestalt des Mannes ab. Er zeichnete ihn genau nach, sogar der Hut war vorhanden. Sie hätte den Schatten schon die ganze Zeit über sehen müssen, was aber nicht der Fall gewesen war, und sie fragte sich plötzlich, woher er kam. Da sie keine Antwort wusste, machte ihr die Tatsache Angst.
Etwas Kaltes kroch ihren Rücken hinauf. Sie zwinkerte mit den Augen und schüttelte wie in Zeitlupe den Kopf.
»Was hast du, Mädchen?«
»Komisch, aber der Schatten…«
»Was ist mit ihm?«
»Er war vorhin noch nicht da.«
»Tatsächlich?« Die Stimme klang lauernd. Sie wehte unter dem Hutrand hervor.
»Ja, ich bin mir sicher, dass er nicht da gewesen ist. Wie - wie kommt er plötzlich hierher?«

»Das verstehst du nicht, Süße.«
Erika schluckte. »Wer - wer bist du? Sag, wer du bist! Ich - ich will es wissen.«
»Wie heißt du?«
»Erika.«
»Schön. Ich bin Hoffmann.«
Erika wusste nicht, ob er sich selbst oder nur den Schatten damit gemeint hatte. »Einfach Hoffmann?«
»Ja.«
Sie schaute den Schatten an. Und der bewegte sich, obwohl Hoffmann selbst stehen blieb. Sie bekam es plötzlich mit der Angst zu tun, weil sie keine Erklärung fand. Wie konnte sich ein Schatten bewegen, wenn dessen Erzeuger an der gleichen Stelle stehen blieb? Das war einfach unfassbar…
Sie hob den Kopf. Der Mann hatte seinen Hut etwas angehoben. Er schaute sie jetzt starr an.
Ein Gesicht wie…
Der Gedanke zerriss. Erika spürte die Kälte, die sich über ihren Körper gelegt hatte, und wusste in der nächsten Sekunde Bescheid. Es war der Schatten, der sie erreicht hatte. An den Füßen begann es, dort kroch er hoch, näherte sich ihrer Brust, und dann waren die beiden unsichtbaren Klammern da, die sie umkrallten.
Erika schaffte es nicht mehr, auf der Stelle stehen zu bleiben. Die Klammern hielten sie so fest, dass sie nach vorn taumelte, genau auf den Kunden zu, der aber zur Seite wich - ohne Schatten, denn der befand sich bei Erika.
Er zerrte sie weiter von der brüchigen Hauswand weg. Sie stolperte über den Gehsteig, erreichte die leere Straße und hatte das Gefühl, in eine andere Welt zu gelangen.
Die Straße, die Häuser, der Himmel, alles bewegte sich vor ihren Augen in einem rasanten Wirbel.
Es drehte sich, es fiel, es stieg hoch, es warf Wellen. Es war dunkel, hell und feurig zugleich. Der Boden schien unter ihren Füßen wegzugleiten. Sie fiel und blieb trotzdem stehen, ein Schlund war da, und sie hörte das Zischen, als würde Dampf daraus hervorwehen.
Dann bekam sie keine Luft mehr.
Das Gesicht zeigte ihre Qual. Es war schrecklich verzerrt. In einer nahezu unanständigen Art und Weise hielt sie der verdammte Schatten umklammert. Er hatte sie völlig eingenommen, er war gnadenlos, denn er wollte ihren Tod.
Sie wunderte sich darüber, dass sie noch auf den Beinen stand, obwohl sie das Gefühl hatte, mehr tot als lebendig zu sein. Die Luft, die Kälte, die fast schreiende Todesangst.
Erika, die so scharf auf Westgeld gewesen war, würde es nie mehr

ausgeben können. Sie sackte mitten auf der schmalen Straße zusammen und rührte sich nicht mehr.

Als Leiche blieb sie liegen…

Der Schatten aber lebte. Mit einer ruckartigen Bewegung löste er sich von der Gestalt und huschte auf Hoffmann zu. Für einen Moment sah es so aus, als wollte er in einem bestimmten Winkel von ihm abstehen, dann rollte er sich zusammen und fuhr in ihn hinein.

So jedenfalls sah es aus, denn er war verschwunden und tauchte auch nicht wieder auf.

Hoffmann warf keinen Blick mehr auf die Tote. Er drehte sich um, rückte seinen Hut zurecht und ging davon, als wäre nichts geschehen. Erst als er den schmalen Hauseingang erreicht hatte, blieb er stehen und schaute nach rechts.

Aus dem Dunkeln hörte er das heftige Atmen. Dann löste sich die zweite Gestalt. Vorsichtig trat Vincent van Akkeren näher. Nickend blieb er stehen und lächelte.

Hoffmann fragte: »Hast du alles gesehen?«

»Ja.«

»Und warst du zufrieden?«

Van Akkeren lachte. »Da fragst du noch? Es war super, es war einmalig, mein Lieber.«

»Das meine ich doch.«

Van Akkeren kam auf den Schatten zu sprechen. »Was ist eigentlich mit ihm?«

»Was soll sein?«

»Ich meine…«

»Hör zu, van Akkeren. Wir beide dienen irgendwie der Hölle. Und die Hölle hat sich bei mir etwas Besonderes ausgedacht. Ich trage den Schatten in mir. Ich kann ihn lösen, ich kann ihn behalten. Er kann morden, wenn andere dabei sind. Und es gibt nichts, was ihn stoppen könnte, van Akkeren. Gar nichts.«

»Wirklich nichts?«

»Nein, er killt alles.«

Van Akkeren nickte. »Das ist gut«, flüsterte er, »das ist sogar mehr als gut.«

»Dann sind wir im Geschäft?«, fragte Hoffmann.

Der andere lachte bellend, ein Zeichen dafür, dass er zufrieden war und sich freute. »Da fragst du noch, Hoffmann? Sicher sind wir im Geschäft. Und wie wir das sind, mein Lieber…«

***

Hätte jemand Frau Schulz nach einer Zusammenfassung ihres Lebens gefragt, so wären die Antworten ungefähr so gewesen: Geboren 1922, als Kind die Weimarer Republik mit all ihren Nachteilen kaum erlebt,

das Dritte Reich dafür um so intensiver, den verfluchten Krieg, die langen Bombennächte, den Verlust ihres Mannes in Russland, anschließend die Besetzung durch die Russen, die zusammen mit den Deutschen das sozialistische Paradies hatten aufbauen wollen. Es war kein Paradies geworden, dafür ging es bergab. Immer weiter. Auch sie hatte es bemerkt, trotz ihrer sicheren Arbeitsstelle in einem der Kombinate, die um Leipzig herum lagen und als Industriebetriebe die Umwelt verdreckt hatten, sodass die Stadt samt Umgebung einen traurigen Ruf in Mitteleuropa bekommen hatte.

Viele Bekannte waren in den letzten Jahren gestorben, allmählich dahingesiecht, wie man gesagt hatte, wenn man unter sich war. Aber Frau Schulz war zäh und hatte als stille Beobachterin mit angesehen, wie der Sozialismus allmählich zusammenbrach und wie von Leipzig aus die gewaltlose Revolution startete.

Jetzt hoffte sie, dass bessere Zeiten anbrechen würden, und sie war schon froh, dass sie das wenige Gesparte einigermaßen günstig umtauschen konnte.

Eines hatten ihr die langen Jahre nicht nehmen können: die angeborene Neugierde. Frau Schulz interessierte sich für alles, vor allem für ihre Umgebung und ihre Nachbarn. Sie war über alles gut informiert, deshalb nannte man sie hinter ihrem Rücken auch die wandelnde Zeitung.

Dass Erika, ein Mädchen, das sie hatte aufwachsen sehen, nun diesen Weg gehen würde, um Geld zu verdienen, war ihr ebenso wenig entgangen wie das heimliche Fremdgehen eines Nachbarn aus der oberen Etage mit der Frau von gegenüber.

Sie hatte für alles offene Ohren und Augen. Besonders für Erika.

Ihre Eltern waren geschieden, ausgezogen, lebten irgendwo in der Nähe von Berlin, so musste sich die Tochter allein durchs Leben schlagen, was sie dank ihrer Figur und ihres Aussehens auch schaffte, ohne daran zu denken, dass sie dabei innerlich kaputt gehen konnte. Es hatte auch keinen Sinn, das Mädchen darauf hinzuweisen, es hätte sowieso keine Lehre angenommen. Wer sich einmal auf diesem Weg befand, der rutschte immer tiefer, bis er schließlich ganz unten endete.

Zudem ärgerte sich Frau Schulz auch über die schnoddrige Art der jungen Frau. Die Antworten passten ihr überhaupt nicht. Erika war früher ein liebes Mädchen gewesen, heute abgebrühter als mancher Kerl.

So wie sie weggegangen war, konnte das nur eines bedeuten: Sie schaffte wieder an.

Das Küchenfenster der Frau Schulz lag zur Straße hin. Erika musste sich noch im Treppenhaus befinden, als die Nachbarin bereits an der Scheibe stand und die alte Gardine zur Seite schob. Manchmal wurde

Erika auch von einem Wagen abgeholt. Wenn Messe war, sogar von welchen mit West-Kennzeichen. Heute nicht.

Da stand nur ein Mann.

Frau Schulz gehörte nicht zu den ängstlichen Frauen, doch als sie diesen Typen sah, bekam sie es schon mit der Angst zu tun und schlug hastig ein Kreuzzeichen.

Sie konnte von ihm nicht einmal das Gesicht erkennen, denn der Hut mit der breiten Krempe verdeckte fast seinen gesamten Kopf. Er stand dicht am Gehsteig und wartete.

Die Zuschauerin versuchte, das Alter des Mannes zu schätzen. Es war nicht möglich, denn er hob nicht einmal den Kopf, konzentrierte sich dafür auf die Haustür, aus der Erika in diesem Augenblick trat und nur so weit ging, dass Frau Schulz sie gerade noch erkennen konnte.

Sie blieb vor dem Mann stehen, ihrem Kunden, und verhandelte. Sogar die Geldscheine sah Frau Schulz. Da sie ihre Brille aufgesetzt hatte, erkannte sie das Westgeld.

Klar, Ostgeld war nicht gefragt. Der Liebeslohn wurde in harten Devisen gezahlt.

Was dann aber geschah, würde sie nie mehr vergessen, und sie gab zu, dass sie etwas Derartiges noch nie in ihrem Leben gesehen hatte. Es war furchtbar, grauenhaft, unbeschreiblich, denn sie wurde Zeugin eines schrecklichen Todes.

Sie wäre gern vom Fenster verschwunden, aber sie schaffte es nicht. Das grausame Geschehen zog sie zu stark in ihren Bann, und sie spürte das Herz so laut klopfen, als wollte es jeden Moment ihre Brust auseinander reißen.

Erika fiel hin.

Mitten auf der Straße auf dem feuchten Kopfsteinpflaster blieb sie regungslos liegen. Auf der Seite, den einen Arm vorgestreckt und wie eine Tote.

Frau Schulz erschrak über ihre eigenen Gedanken. Wenn das tatsächlich der Fall war, dann war sie Zeugin eines Mordes geworden. Das war kein Kino oder Theater, sondern brutale Wirklichkeit. Sie wartete darauf, dass sich das Mädchen bewegte, aufstand und davonging. Das aber tat nur der Kunde, der auf dem Gehsteig gestanden und alles mit angesehen hatte.

Ihre Gedanken verhedderten sich. Sie überlegte, sprach mit sich selbst und kam zu dem Schluss, dass der Kunde dem Mädchen nichts getan hatte. Wer aber dann?

Plötzlich bekam sie weiche Knie und stellte sich noch einmal vor, wie alles abgelaufen war. Und dann waren da diese ungewöhnlichen Bewegungen, als hätte sich Erika gegen einen Feind gewehrt, gegen einen Mörder oder was auch immer.

Gegen einen, der nicht vorhanden gewesen war.

Oder doch?

Sie dachte sehr intensiv nach, vergegenwärtigte sich noch einmal den Vorgang und fand die Erklärung, auf die sie zuvor kaum geachtet hatte. Da war etwas gewesen. Etwas, das man nicht hatte anfassen können, das einfach aus der Luft gekommen war und sich über Erika gelegt hatte. Es hatte von ihr Besitz genommen.

Ein Schatten?

Frau Schulz überlegte. Sie fuhr nervös durch ihr graues Haar, bewegte den Mund, ohne etwas zu sagen, dachte hin und her und kam zu keinem anderen Schluss.

Erika war durch einen Schatten umgebracht worden!

Wie lange sie vor dem Fenster gestanden hatte, wusste sie selbst nicht zu sagen. Jedenfalls war der angebliche Kunde längst verschwunden. Die Gasse wirkte so gespenstisch leer, trotz des bewegungslosen Körpers, für den es möglicherweise keine Hoffnung mehr gab.

Frau Schulz dachte an den Krieg und die verdammten Bombennächte, wo sie als junges Mädchen auf die Straße getrieben worden war, um beim Einsammeln der Leichen mitzuhelfen. Das alles kam ihr in den Sinn, und es kehrte irgendwie wieder.

Sie hatte damals auch feststellen müssen, ob die Menschen noch lebten oder schon tot waren.

Früher hatte sie zumeist Fremde überprüft, heute aber war es eine Bekannte, ein junges Ding von gerade mal zwanzig Jahren. Furchtbar, schlimm und grauenhaft.

Und keiner schaute nach, niemand hatte etwas von diesem furchtbaren Vorfall mitbekommen, nur sie.

Frau Schulz atmete tief ein. Erst jetzt, als sie vom Fenster zurückgetreten war, überkam sie der Schock. Plötzlich fing sie am gesamten Leibe an zu zittern. Ihr wurde heiß und kalt zugleich. Sie musste sich an einer Stuhllehne festhalten, um nicht umzufallen. Die kleine Welt um sie herum war zu einem Kreisel geworden, der sich immer schneller drehte. Es dauerte Minuten, bis sie sich gefangen hatte, in den kleinen Flur ging, den Mantel überstreifte, die Wohnung verließ und durch das Treppenhaus schritt. Die Tritte klangen auf den Holzstufen extrem laut.

Sie ging wie im Traum. Und wie im Traum öffnete sie auch die Haustür, um auf die Gasse zu treten.

Es stank wieder, es stank eigentlich immer in der Stadt, besonders bei Wettertiefs, wenn die Luft drückte und sich der verfluchte Geruch in Bodennähe hielt.

Der erste Blick nach links, der zweite nach rechts. Niemand näherte sich, sie war noch immer allein, und vor ihr lag die leblose Gestalt. Mit Zitterknien ging sie hin, blieb neben Erika stehen und traute sich

erst nach einer Weile, sich zu bücken, um herauszufinden, was tatsächlich mit der jungen Frau geschehen war.

An der Schulter fasste sie Erika an. Der Körper war so steif, erschreckend steif.

Dann rollte sie die Leblose auf den Rücken. Aus einer sehr kurzen Entfernung starrte sie in die Augen des Mädchens.

Frau Schulz kannte den Blick noch vom Krieg her. Da war nichts zu machen, es gab keine Chance mehr für Erika, auch nicht die geringste. Das Mädchen war tot.

»Mein Gott!«, flüsterte die Frau. »Das hast du nicht verdient, Kind. Nein, das hast du nicht verdient.« Sie hörte die Hektik aus ihrer Stimme und wunderte sich gleichzeitig darüber, wie kalt und ruhig sie nachdenken konnte.

Wer hatte Erika getötet?

Es musste eine Antwort auf die Frage geben. Von selbst starb man nicht. Jedenfalls war es nicht der Kunde gewesen, und Frau Schulz dachte daran, wie sich Erika in den letzten Minuten ihres Lebens benommen hatte. Irgendwie schlimm und unnatürlich. Sie hatte gekämpft und sich gegen einen Feind gewehrt, der nicht vorhanden gewesen war.

Bis auf den Schatten!

Jetzt fiel es ihr wieder ein. Ja, da war ein Schatten über die Gestalt gehuscht. Ein dunkles Etwas, das den Körper des Mädchens umschlungen und regelrecht zerdrückt hatte.

Bei genauerem Hinsehen entdeckte sie sogar Druckstellen am Hals des Mädchens.

Frau Schulz stand auf. Sie konnte sich keinen Reim mehr auf das Gesehene machen, aber sie hatte das Gefühl, in Dinge hineingeraten zu sein, die eine andere Macht diktierte.

Ein Mord ohne Mörder, eine Tat ohne Täter. Jedenfalls hatte sie keinen normalen gesehen.

Sie ging wieder zurück, den Blick auf die Leiche gerichtet, und sah den Radfahrer erst im letzten Augenblick, denn er war ohne Licht über das alte Pflaster gefahren.

Dafür hörte sie ihn fluchen, als er dicht neben ihr bremste. Sie kannte den Mann, er wohnte einige Häuser weiter, hieß Schneider und kam von der Nachtschicht aus dem Kombinat. Wie immer wehte eine Wodkafahne aus seinem Mund.

Er war nicht so betrunken, dass er nichts mehr gesehen hätte. Er schüttelte den Kopf, stieg vom Rad, legte es hin und fragte: »Was ist denn los?«

»Sie ist tot.«

»Hä?«, machte der Mann. »Wer? Die Kleine hier auf der Straße? Die soll tot sein?«

»Ja.«

Bisher hatte Schneider es noch für einen schlechten Witz gehalten. Nun schaute er in das Gesicht der Frau und dachte auch über die sehr ernst gesprochene Antwort nach.

»Mach - mach keinen Scheiß, Grete.«

»Sie ist tot.«

Schneider schaute Grete Schulz an, als wäre sie die Täterin. Er bequemte sich schließlich, genauer nachzusehen, nickte und fuhr mit beiden Händen durch sein Gesicht.

»Nun?«

»Verdammt, du hast Recht!«

Grete Schulz dachte nicht daran, auch nur ein Wort von dem zu sagen, was sie gesehen hatte. Stattdessen antwortete sie: »Ich fand sie hier.«

»Hast du schon die Polizei angerufen?«

»Nein.«

»Dann wird es Zeit.«

»Sicher.«

»Wir gehen zu mir. Ich habe Telefon.«

»Nein, mach du das. Ich muss bei der Toten bleiben. Ich habe sie schließlich gefunden.«

Schneider nickte. »Wie du willst, Grete, wie du willst.« Er hob seinen alten Drahtesel auf, schwang sich in den Sattel und radelte in einer fast panikartigen Geschwindigkeit davon…

***

Bei der Volkspolizei bekam man große Augen, als sie die Geschichte der Zeugin hörten. Sie wollten ihr nicht so recht glauben und erst die Untersuchung der Toten abwarten.

Das Ergebnis lag sehr schnell vor. Grete Schulz hockte noch im tristen Büro der Vopos.

»Erwürgt«, sagte der Arzt mit müder Stimme.

»Stimmt das auch?«

»Ja, erwürgt.«

»Und womit?«

»Weiß ich nicht. Ich habe kein Mal von irgendwelchen Händen feststellen können. Dafür zahlreiche Druckstellen am Körper der Frau.«

»Kann ich das schriftlich haben?«

»Bekommen Sie.«

»Sonst noch was?«

Der Arzt schüttelte den Kopf. »Eigentlich nicht.«

»Also doch?«

»Wie man es nimmt. Die Leiche war sehr kalt, wissen Sie. Als hätte

man der Frau sämtliche Wärme aus dem Körper gezogen, bevor sie starb. Das ist mir ein Rätsel.«

»Wie?«

»Ja. Kollege. Die Leiche war völlig unterkühlt. Ich weiß auch im Moment nicht weiter, das müssen Sie herausfinden. Wenn Sie den Mörder haben, wird er Ihnen sicherlich etwas sagen.«

»Ist gut, danke.« Der Kommissar nickte und entließ den Arzt, der froh war, verschwinden zu können. An der Tür noch gähnte er zweimal sehr lange.

»Können Sie das verstehen, Frau Schulz?«

»Nein, überhaupt nicht.«

»Dabei haben Sie ja den Tod des Mädchens erlebt. Ich möchte es noch einmal hören.«

»Jetzt?«

»Klar, nicht morgen.« Der Kommissar schlug mit der Faust auf den Tisch. Er hatte den Posten noch nicht lange inne, war nach der Wende eingesetzt worden. Seinen Vorgänger hatten sie gehasst wegen einiger Stasi-Verquickungen.

Grete Schulz erzählte. Der Kommissar stellte Zwischenfragen, machte sich Notizen und hatte sich nach etwa einer halben Stunde ein Bild gemacht, das er nicht begriff.

Es war für ihn nach wie vor unbegreiflich, wie die Frau auf eine derartige Weise hatte ums Leben kommen können. Er fasste zusammen. »Dann haben wir es hier mit einem Schattenmörder zu tun, wenn mich nicht alles täuscht.«

»Sieht so aus.«

Dem Kommissar gefiel die Antwort nicht. »Ja, sieht so aus«, wiederholte er. »Passt mir aber nicht. Ein Schatten kann nicht morden, das will nicht in meinen Kopf.« Er tippte gegen seine breite Stirn.

»Da ist nicht nur etwas faul, sondern oberfaul, wenn Sie verstehen, Frau Schulz.«

Die versteifte sich. »Ich kann Ihnen nur sagen, was ich gesehen habe, mehr nicht.«

»Und das Gesicht des Kunden?«

»Konnte ich nicht sehen. Er trug einen Hut.«

Der Kommissar lachte. »Wie Jack the Ripper, wie?«

»So ungefähr.«

»Gut, Frau Schulz, gut. Sie können jetzt gehen, aber bleiben Sie in der Wohnung.«

Sie stand auf und strich den Mantel glatt. »Wo soll ich denn hin? Ich in meinem Alter.«

»War nur so dahingesagt. Wissen Sie schon, wie Sie nach Hause kommen?«

»Es fährt bald die erste Straßenbahn, die nehme ich.«

»Telefon haben Sie nicht?«

»Nein, so fortschrittlich war der Sozialismus bei uns noch nicht.«

»Gut, dann werde ich zu Ihnen kommen. Oder sagen Sie mir, wer in der Nähe Telefon hat.«

Sie gab ihm einen Namen und er murmelte, dass sich bald einiges ändern würde, das stand fest.

Frau Schulz verließ das Zimmer. Im Gang hockte ein müder Polizist auf einer Bank. Er hatte die Beine ausgestreckt und schlief. Frau Schulz stieg über sie hinweg.

In der Straßenbahn saß sie zwischen den Männern, die zur Frühschicht fuhren. Sie bekam zwar ihre Unterhaltungen mit, konnte aber nicht verstehen, über was sie sprachen, denn ihre Gedanken beschäftigten sich mit dem unheimlichen Mord.

Wobei ihr das Wort unheimlich am besten gefiel, denn normal war er nicht gewesen. Sie hatte eher das Gefühl, als hätte der Teufel persönlich seine Hand im Spiel gehabt.

Dass sie mit dieser Vermutung nicht so weit entfernt lag, das konnte sie nicht ahnen…

***

London!

Zwei Fahndungen liefen im Moment als aktuelle Gegenmaßnahmen.

Zum einen die nach Vincent van Akkeren, der in den Niederlanden einen neuen Stützpunkt gefunden haben sollte, um von dort aus seine teuflischen Templer zu organisieren. Wir hatten bereits indirekt mit ihm zu tun gehabt, und zwar auf einer Fahrt durch eine Geisterbahn, die man als große Attraktion verkauft hatte.

Die andere Fahndung betraf einen Vampir. Will Mallmann, genannt Dracula II.

Ihm war es gelungen, uns in Marokko zu entwischen, doch diesmal nicht allein, sondern mit zahlreichen Helfern, eben den Blutsaugern, seinen Dienern, die er auf der Ladefläche eines Trucks zusammengepfercht hatte, bevor er in die Wüste oder noch tiefer in das Gebirge hinein floh. Zum Glück war es uns gelungen, Jane Collins und Glenda Perkins aus dem Harem zu befreien, über den Mallmann ebenfalls befehligt und den er mit seinen Dienerinnen besetzt gehalten hatte.

Das also stand auf dem Programm, und mehr konnten wir nicht tun, obwohl wir gerade wegen Mallmann nicht viel Hoffnungen hatten. Dieser Blutsauger war mit allen Wassern gewaschen und setzte zudem noch seine Erfahrungen ein, die er sich damals als Kommissar beim BKA geholt hatte.

Anders stand es um van Akkeren. Die Niederlande waren nicht sehr groß, und es gab auch genügend Augen und V-Leute, die sich um ihn

kümmerten, denn seine Beschreibung lag jedem vor.
Da hofften wir also.
Die glückliche Rückkehr hatten wir entsprechend im Kreis der Freunde gefeiert, zudem brauchte Glenda in den folgenden drei Tagen nicht zum Dienst zu erscheinen, im Gegensatz zu Suko und mir, wobei mein Freund und Kollege weniger unter den Folgen der feuchten Nacht litt als ich. Mein Kopf war zu einem Brummkreisel geworden, in dem hin und wieder ein Gong anschlug.
Suko, der mir gegenübersaß, verzog jedes Mal sein Gesicht zu einem breiten Grinsen, wenn ich aufstöhnte.
»Kannst du nichts mehr vertragen?«
Ich runzelte die Stirn. »So wird es wohl sein.«
»Dann solltest du weniger trinken.«
»Uaahhh«, stöhnte ich, »das hätte mir auch einer sagen können, der seine Hose noch mit der Zange zumacht.«
»Möchtest du einen Kaffee?«
»Aus dem Automaten?«
»Klar.«
»Darauf verzichte ich.«
»Was kann ich dir sonst noch Gutes tun? Du weißt doch, ich bin dein Freund.«
»Ja, du musst nur den Mund halten.«
»Ist das alles?«
»Willst du noch mehr?«
»Ich könnte dir Wasser besorgen.«
»Und einen Hering, nicht?«
»Neben einer Gurke.«
Ich winkte müde ab, drehte den Stuhl um, legte die Beine auf den Schreibtisch und dachte daran, dass sich mein Zustand in zwei bis drei Stunden wieder normalisiert hatte, aber so lange wollte ich die Augen schließen und mich erholen.
Ich schaffte es tatsächlich. Der Schlaf kam automatisch, wobei der Büroschlaf nach dem Beischlaf ja der Beste sein sollte. Mir jedenfalls tat er gut, denn die Gongs dröhnten nicht mehr. Vielleicht bekam ich sie auch nur nicht mit. Die zuckenden Striche hielten sich ebenfalls in Grenzen.
Dass Suko unser gemeinsames Büro verließ und zum Essen ging, fiel mir nicht auf, aber das war gut, so bekam er wenigstens mein Schnarchen nicht mit.
Gestört wurde ich trotzdem. Diesmal nicht von den widerlichen Gongschlägen in meinem Kopf, sondern durch ein bestimmtes Rasseln, wie es nur das Telefon abgeben konnte.
Ich schreckte hoch, wusste im ersten Augenblick nicht, wo ich mich befand, und kam erst dahinter, als sich der Apparat nicht mehr

meldete. Ich hatte zwar noch abgenommen, sprach aber in einen toten Hörer.

»Das ist Folter«, murmelte ich, den Hörer auf den Apparat werfend. »Die reinste Folter, einen denkenden Menschen aus einem derartigen Schlaf zu reißen.«

Ich fühlte mich noch immer wie von der Rolle oder wie neben mir sitzend, blieb vorgebeugt hocken und dachte irgendwann in der nächsten Minute daran, dass ich etwas gegen diesen Zustand unternehmen musste. Was würde denn helfen?

Wasser - kaltes Wasser ins Gesicht geklatscht, vielleicht auch getrunken, aber das alles bekam ich nicht im Büro, da musste ich schon in den Waschraum. Die Waschräume gab es auf jeder Etage.

Man konnte dort auch duschen, was wichtig war, wenn jemand eine Nacht hart durchgearbeitet hatte. Zu duschen brauchte ich nicht, das hatte ich schon nach dem Aufstehen getan, aber das Wasser tat mir gut.

Zuvor hatte ich mich im Spiegel gesehen und erschreckt. Da starrte mich ein alter Mann an.

Ich massierte meine Gesichtshaut, die Kälte tat mir tatsächlich gut. Sie und die Massagen röteten die Haut. Mit diesem komischen rauen Papier, das ich von einer Rolle gerissen hatte, trocknete ich mein Gesicht ab, schaute wieder in den Spiegel, grinste mir selbst zu und dachte: na, endlich.

Ich sah tatsächlich wieder normal aus und fühlte mich auch besser. Als ich mich reckte, betrat ein Kollege den Waschraum und bekam große Augen. »Was machst du denn hier?«

»Ich fühle mich zum Bäume ausreißen, gut und frisch.«

»Ach ja? Wo sind denn die Bäume?«

»Die habe ich schon ausgerissen.«

Der Kollege tippte gegen seine Stirn und ging weg. Ich lachte hinter ihm her.

Im Büro fand ich Suko vor. Der schaute mich an, als wäre ich ein Fremder.

»Guten Morgen«, sagte er.

»Was heißt das denn?«

»Ausgeschlafen?«

»Abgebrochen.« Ich ließ mich auf den Schreibtischstuhl fallen und verrieb die letzten Tropfen im Nacken. »Tut mir schrecklich Leid, aber es kam über mich.«

»Kennen wir.« Suko zeigte auf das Telefon. »Der Quälgeist hat wieder geläutet.«

»Na und?«

»Sir James will uns sehen.«

Ich winkte ab. »Soll herkommen, wenn er was will.«

»Klar, das wollte er schon, aber hier hob keiner ab.«
Ich musste lachen. »Da war ich eingeschlafen und habe den Apparat zu lange klingeln lassen. Egal, jetzt bin ich wieder hier.« Ich stemmte mich in die Höhe. »Was will er denn? Hat er darüber etwas gesagt?«
»Eine Andeutung.«
»Und die wäre?«
»Van Akkeren!«
Ich schluckte, schaute Suko an, schluckte wieder und fragte: »Willst du mich auf den Arm nehmen?«
»Nein, es ging wirklich um ihn. Van Akkeren ist das Problem, um das wir uns kümmern müssen. Sir James scheint neueste Erkenntnisse zu haben. Wir sollten los.«
»Dein Wort in mein Ohr.«
Ich schlich hinter Suko her und stand wenig später im Allerheiligsten des Superintendenten. Sir James schaute mich an, ließ seine Augenbrauen über die Brillengläser langsam hochwandern und fragte mit scheinheilig klingender Stimme: »Sie fühlen sich doch nicht etwa schlecht, John?«
»Nein, Sir. Wie kommen Sie darauf?«
»Sie sehen müde aus.«
Suko, dieser Hundesohn, lachte und riss mich rein. »Da hätten Sie ihn mal vor einer Stunde sehen müssen, das war vielleicht lustig. Jetzt weiß ich wenigstens, wie Johns Großvater ausgesehen haben könnte.«
Ich drohte ihm. »Du bist ein Kameradenschwein, bist du.«
Sir James nickte. »Wollen Sie ins Bett? Soll ich einen Arzt kommen lassen?«
Ich verdrehte die Augen. »Kinder, jetzt ist aber Schluss. Ich bin in zwei Stunden wieder fit.«
»Das wäre auch nötig.«
»Warum?«
»Da müssten Sie bereits auf dem Weg nach Deutschland sein. Dort wird Sie der nächste Fall hinführen.«
Ich schaute Sir James an, der blickte mir ins Gesicht. Beide schwiegen wir. Suko sagte auch nichts, sein Räuspern konnte man nicht als Worte bezeichnen.
»Deutschland also?«
»Ja.«
»Nicht die Niederlande?«
Sir James schüttelte seinen Kopf, bevor er die Brille wieder zurechtschob, die ihm durch die Bewegung verrutscht war. »Nein, er hat das Land gewechselt.«
»Weiß man denn, in welcher Stadt er gesehen wurde?«
Der Superintendent nickte. Er tat es sehr langsam. Wenn Sir James so reagierte und es spannend machte, dann lag immer einiges in der Luft.

»Man weiß es, John. Man kennt die Stadt. Sie wird Neuland für Sie beide sein.«

»Und?«

»Leipzig!«

Ich sagte nichts. Suko lachte, und Sir James setzte sein Lächeln auf.

»Überrascht, John?«

»Mehr als das.« Ich fuhr durch mein Haar. »Aber warum nicht Leipzig? Die Grenzen sind offen. Der Sozialismus hat sich selbst in den Hintern getreten und über vierzig Jahre lang Eigentore geschossen. Und von Leipzig ging schließlich die gewaltlose Revolution aus, wenn ich mich nicht irre, oder nicht?«

»So ist es.«

»Und dort soll van Akkeren stecken?«

»Genau.«

»Glaubst du das, Suko?«

Mein Freund war gelassener geblieben. »Es ist auch für mich schwer vorstellbar.«

»Wer hat ihn gesehen, Sir?« Ich kam wieder auf den Kernpunkt zu sprechen.

Der Superintendent rührte in seinem Magenwasser herum, obwohl sich darin keine Kohlensäure befand. »Wie Sie wissen, haben wir eine internationale Fahndung ausgeschrieben. Die schloss auch beide Teile Germanys nicht aus. Nun ja, Sie werden in den Zeitungen gelesen haben, dass in der DDR die RAF-Terroristen verhaftet worden sind. Das Land ist durchlässig geworden, Informationen kommen heraus und gelangen auch hinein. Es lief alles hervorragend, und van Akkeren steht natürlich auf der Liste ganz oben. Er wurde gesehen, in Leipzig, in der Innenstadt, im Auerbach-Keller. Das sagt Ihnen etwas, John?«

»Klar.«

»Dort wurde er jedenfalls gesehen.«

»Von wem?«

»Es war einer der Mitarbeiter dort drüben. Er heißt Erwin Mischke. Ein Mann um die vierzig. Hier ist ein Bild von ihm.«

Sir James reichte uns eine gefaxte Aufnahme.

Wir hatten ihn noch nie zuvor gesehen und erkundigten uns, zu welcher Gruppe er gehörte, weil uns beiden ein bestimmter Verdacht gekommen war.

»Man spricht davon, dass er für die Stasi gearbeitet hat.«

»Ach ja? Früher oder…«

Sir James lächelte. »Alle haben doch nur früher für die Stasi gearbeitet, John. Es sind die berühmten Wendehälse. Wir sollten trotzdem unsere Vorurteile zur Seite stellen und uns auf diesen Mann verlassen. Ist das so richtig?«

»In unserem Sinne.«

»Gut, dann fahren Sie nach Leipzig und treffen Sie ihn im berühmten Auerbach-Keller.«

Suko, der schon vorher mit Sir James geredet hatte, als ich mich erholte, hatte noch eine Frage: »Sir, da war noch etwas von einem Mord, wenn ich mich nicht irre.«

»Stimmt.«

»Hat van Akkeren jemanden umgebracht?«, wollte ich wissen.

»Das ist uns nicht bekannt«, sagte Sir James. »Aber in Leipzig ist ein ungewöhnlicher Mord passiert. Ob er mit van Akkeren in einem direkten Zusammenhang steht, das müssten Sie möglicherweise herausfinden. Eine junge Frau starb. Sie heißt Erika Meinhardt. Und sie starb, wenn man der Zeugin Glauben schenken soll, durch einen Schatten.«

»Was bitte?« Ich fuhr über mein Haar. »Ein - ein Schatten hat sie umgebracht?«

»So sieht es aus.«

»Wie das denn?«

Sir James hob die Schultern. »Wie gesagt, wir wissen nicht, ob Zusammenhänge bestehen, aber dieser ungewöhnliche Mordfall deutet eigentlich auf eine ebenso ungewöhnliche Tätigkeit hin. Suko und Sie sollten sich auch darum kümmern.«

Mein Freund nickte. »Schon verstanden. Ich soll mich also mit dieser Zeugin in Verbindung setzen.«

»Ja.«

»Wie heißt sie, Sir? Den Namen haben Sie mir nicht gesagt.«

»Greta Schulz. Sie ist Ende sechzig und hat in dem Haus gewohnt, in dem auch das Mordopfer lebte.«

»Und sie sah den Mörder?«

»Ja, den Schatten.«

Suko räusperte sich. »Nun ja, ältere Damen waren schon immer meine Spezialität.«

Ich grinste ihn an. »Verschluck dich nur nicht.«

Sir James sagte: »Ich würde meinen, dass Sie sich beide nicht verschlucken. Van Akkeren ist jemand, der keinen Spaß versteht. Leipzig wird er sich nicht grundlos ausgesucht haben. Er könnte dort einiges vorhaben, was uns überhaupt nicht gefällt.«

»Das befürchte ich auch, Sir«, sagte ich und drückte mich langsam in die Höhe.

»Finden Sie es heraus!«

Mit diesen Worten waren wir entlassen. Die Tickets lagen bereits auf dem Schreibtisch. Wir würden bis Frankfurt fliegen und dort in die Maschine nach Leipzig umsteigen.

Suko hatte noch eine Frage. »Sollten wir nicht die Gasmasken einpacken?«

»Weshalb?«

»Ich habe mir sagen lassen, dass Leipzig furchtbar schmutzig ist. Die Luft dort…«

Ich winkte ab. »Wenn du eine so große Angst davor hast, kannst du dir ja ein Taschentuch über die Nase binden und den großen Western-Helden spielen…«

»Peng, peng«, sagte Suko und ließ mich kopfschüttelnd stehen.

Es war eben heute nicht mein Tag.

***

Der große Johann Wolfgang von Goethe und Leipzig. Die beiden gehörten einfach zusammen, denn Goethe hatte von 1765 bis 1768 als Jurastudent in Leipzig gelebt und dort seine Milieustudien betrieben, die ihn in zahlreiche Lokale geführt hatten, unter anderem auch in den Kaffeebaum, Leipzigs ältestem Kaffeehaus, und natürlich in den Auerbach-Keller. 1525 ist das Lokal von einem Medizinprofessor eröffnet worden, durch Goethes Faust gelangte es zu Weltruhm. Und natürlich auch durch den Dichter E.T.A. Hoffmann, der im Auerbach-Keller so manche Nacht durchzecht hatte und von schlimmen Visionen angefallen worden war. Er hatte nicht mehr die Realität von der Vision unterscheiden können. Im Rausch hatte er schlimme Dinge gesehen und erlebt, sie auch niedergeschrieben und seine schrecklichen Fantasiegestalten so aus dem eigenen Erleben geschaffen.

Der Komponist Jacques Offenbach hatte ihm eine Oper gewidmet, die berühmten Hoffmanns Erzählungen. Der erste Akt dieser Oper spielt im Auerbach-Keller. Er zeigt die Qualen und Leiden, die der. Dichter Hoffmann durchmacht.

Das alles war mir bekannt, als ich Leipzig erreicht und mich von Suko getrennt hatte. Es war uns sogar gelungen, einen Wagen zu ergattern, keinen Trabbi, sondern einen Lada. Suko fuhr ihn und setzte mich am Hauptbahnhof ab. Von dort konnte ich zu Fuß gehen.

Ich kam durch die Goethestraße und passierte den prächtigen Bau der alten Oper. Gegenüber lag die Uni und in deren unmittelbarer Nähe auch die berühmte Nikolaistraße, die zur Quelle der unblutigen Revolution geworden war.

Erinnerungen, Geschichte, wohin man ging und schaute. Aber auch das, von dem ich bisher nur in unseren Gazetten gelesen hatte. Die verfluchte Luftverschmutzung!

Möglicherweise hatte ich auch Pech, denn an diesem Junitag meinte es die Sonne überhaupt nicht gut, denn sie hielt sich hinter einer dicken und tief hängenden Wolkendecke versteckt. Auch kein Wind sorgte wenigstens für etwas frische Luft. So sammelten sich die Abgase unter und in den gelblichen Wolken. Es stank zur Hölle.

Schade um diese Stadt. Hier mussten Abermillionen hineingepumpt werden, um für eine Besserung zu sorgen. Die Menschen sollten wieder frei atmen können, sie sollten wieder Spaß am Leben haben und nicht zusehen müssen, wie ihre Kinder krank wurden. Ich drückte den Deutschen in West und Ost beide Daumen und noch mehr, dass sie es schafften!

Ich mochte das Volk, ich verstand seine Sprache, aber an den sächsischen Dialekt musste ich mich erst gewöhnen. Er klang in meinen Ohren doch sehr fremd.

Nicht nur diesen Dialekt hörte ich. Leipzig war auch außerhalb der berühmten Messe einen Besuch wert. Das hatten zahlreiche Westler genutzt. Man erkannte sie an ihren Autos, an der Kleidung und an den Kameras, die ununterbrochen klickten, da konnten sie es sogar mit den Japanern aufnehmen.

Dann endlich erreichte ich den Auerbach-Keller, stand vor ihm, schaute hoch an der alten Gebäudefront und sah auch die Menschenmassen, die sich hier versammelt hatten.

Da unten im Lokal einen Platz zu bekommen würde nicht einfach sein, das stand fest.

Ich versuchte es trotzdem und stand schließlich in einer Szenerie, die mich an eine Bühnendekoration erinnerte.

Decken- und Wandleuchten warfen ihr Licht auf die langen Tische, an denen die Männer und Frauen hockten, aßen, tranken, sich unterhielten, lachten und scherzten.

Hier war was los!

Nicht ohne Eindruck auf mich blieb auch die gewölbte Decke hoch über den Köpfen. Teilweise war sie bemalt worden, wie auch die Seitenwände. Wuchtige Malereien zwischen den breiten Intarsienarbeiten, die die Decke noch kostbarer machten.

Dieses Lokal hatte Atmosphäre. Da hatte sich noch etwas aus der früheren Zeit gehalten. Wenn ich die Augen schloss, glaubte ich die Stimmen der Sänger aus der Oper zu hören.

Vielleicht war ich zu sehr in einen Traum verfallen. Ein Ober stieß mich an und schaute böse.

»Gehen Sie doch aus dem Weg!« Er sprach ein breites Sächsisch und balancierte ein Tablett.

»Sorry, aber…«

Da war er schon weg. Ich stand im Trubel und dachte daran, dass für mich und meinen Informanten ein Tisch reserviert war.

Fragte sich nur wo.

Ich schaute mich um. In einer der zahlreichen Ecken, durch den Lichteinfall einer Laternenleuchte wie eine kleine Insel wirkend, war ein quadratischer Zweiertisch tatsächlich frei gehalten worden.

Ich drängte mich dorthin und hörte, wie andere Gäste mit dem Ober

schimpften, weil sie dort nicht sitzen durften.
Ich bückte mich und schaute auf das Schild, das in der Tischmitte stand.
Mischke/Sinclair, las ich.
Das war der Tisch.
Ich setzte mich. Der Stuhl hatte eine ziemlich hohe Lehne. Seine Polsterung ließ zu wünschen übrig, aber das machte mir nichts. In diesem Lokal nahm man diese Dinge gern in Kauf.
Der Ober kam an wie ein Geier. »Besetzt, reserviert!«
»Ich weiß.«
»Und?«
»Ich bin Sinclair!«
»Ja? Weisen Sie sich aus.«
Das war mir auch noch nicht passiert, doch ich machte gute Miene zum bösen Spiel und zeigte ihm den Ausweis.
»Ja, gut, dann kommt der andere noch.«
»Ich will es hoffen.«
Der Ober verschwand, ohne dass er eine Bestellung aufgenommen hatte. Ich dachte an Mischke, der wohl einiges zu sagen oder gute Beziehungen haben musste, dass er es schaffte, hier einen Platz zu reservieren.
Auf ihn war ich gespannt.
Ein anderer Ober fragte nach meiner Bestellung. Ich hatte Durst und Hunger, bestellte ein Bier und eine Bratwurst mit Sauerkraut.
Das Bier kam zuerst. Es schäumte in einem großen Krug. Ich trank einige Schlucke und schaute dem Trubel zu, der mich umgab. Fast ein Wahnsinn. Die Menschen kamen und gingen, sie saßen, tranken, sie schwitzten, denn die Luft stand. Hinzu kam der Qualm zahlreicher Zigaretten und Zigarren. Ich ließ das Jackett an, denn ich wollte nicht unbedingt meine Beretta präsentieren.
Der Ober schob mir den Teller mit der Bratwurst und dem Kraut vor die Nase, legte das klirrende Besteck hinzu und wünschte mir so etwas wie einen guten Appetit.
»Danke, den werde ich haben.«
Dann hetzte er zum Nebentisch, weil dort jemand zahlen wollte. Ich aß die Wurst, das Kraut, war damit beschäftigt und schaute erst auf, als ein Schatten über den Tisch und die Mahlzeit fiel.
Das war Erwin Mischke!
»Essen Sie ruhig weiter«, sagte er zur Begrüßung. »Wer weiß, ob das nicht die letzte Mahlzeit in Ihrem Leben ist.«
»Danke, Sie können einem Mut machen.«
»Ja, das gehört dazu.«
Der Senf schmeckte mir nicht besonders. Beim letzten Stück Bratwurst schaute ich Mischke kauend an.

Er war kleiner als ich, hatte schwarzes Haar, ein schmales Gesicht, flinke, dunkle Augen und Lippen, die aussahen, als wären zwei Messerrücken aufeinander gelegt worden, so schmal. Das dünne Haar wuchs ihm an den Seiten bis über die Ohren, sein Gesicht sah ungesund aus, als hätte er einige Jahre im Zuchthaus Bautzen gesessen. Der Anzug war unmodern, er saß viel zu eng. Eine Krawatte trug er nicht, dafür ein sehr blasses Strickhemd.

»Wie war die Fahrt?«

»Sehr gut.«

»Oder sind Sie geflogen?«

»Natürlich.«

»Hätten Sie doch gleich sagen können.«

Ich hob die Augenbrauen, zeigte mein berühmtes Stirnrunzeln und nahm sehr gemächlich die Serviette hoch, um mir die Lippen abzuwischen. Die Bratwurst war fett gewesen, von ihr würde ich bestimmt noch lange etwas haben.

»Sie sind nervös, Mischke.«

»Klar bin ich das.«

»Hat das einen Grund?«

Er rutschte auf der Stuhlfläche von einer Seite zur anderen, beugte sich dann vor und starrte mich an. »Klar hat das einen Grund, Sinclair. Überlegen Sie mal, weshalb Sie nach Leipzig gekommen sind.«

»Es geht um eine Tote.«

»Richtig. Und um ihren Mörder.«

»Was wissen Sie denn darüber?«

Das erfuhr ich zunächst nicht, denn der Ober fragte nach der Bestellung. Mischke entschied sich für ein Bier. »Ich weiß nicht viel, ich habe nur gehört, dass Sie ein Spezialist sind, der sich um bestimmte Fälle kümmert, die man schlecht einordnen kann.«

»Irgendwie stimmt die Definition. Aber sagen Sie mal, Mischke. Was machen Sie eigentlich? Sind Sie Polizist?«

Er grinste. »Was meinen Sie denn?«

»Keine Ahnung. Aber ich würde Sie eher in die Schublade Stasi stecken.«

Mischke trank und hätte sich beinahe verschluckt. Das Wort Stasi gefiel ihm nicht. Hastig stellte er das Glas ab, wischte über seine Lippen. »Sind Sie verrückt, Sinclair, dieses Wort hier so laut zu sagen? Man ist allergisch dagegen, in Leipzig besonders.«

»Soll ich Mister Wendehals sagen?«

»Ist mir egal. Ich bin jedenfalls wertvoll. Auch heute noch. Ich könnte Ihnen den Weg zeigen. Sagen wir so: Ich bin kein Polizist und auch kein Stasi-Mann, aber ich habe Beziehungen zu beiden Stellen. Man hat mich immer da eingesetzt, wenn sich gewisse internationale Verwicklungen anbahnten.«

»Schön. Kommen wir zur Sache. Vincent van Akkeren.«
Mischke nickte. »Ja, um ihn geht es. Ich habe die Fahndungsfotos gesehen. Man hat mich eingeschaltet. Irgendwann hat man sich an mich erinnert.« Er holte eine Schachtel Zigaretten hervor, natürlich eine Westmarke.
»Sie auch, Sinclair?«
»Nein, nicht jetzt.«
»Okay.« Er zündete das Stäbchen an. »Wie gesagt, dieser van Akkeren wurde gesehen.«
»Warum hat man ihn nicht verhaftet?«
»Da war er schon weg. Vielleicht hat man es auch nicht versucht. Da gab es eine ungewöhnliche Meldung. Man sollte London einschalten, hieß es. Das haben wir getan.«
»Und jetzt bin ich hier.«
Mischke trank einen sehr langen Schluck. »Dabei sind Sie nicht zu übersehen.«
»Was soll das denn heißen?«
»Nur so.«
Mir gefiel der Wendehals nicht. Ich wollte nicht unhöflich sein und blieb weiterhin freundlich.
»Kommen wir zum Thema. Van Akkeren wurde gesehen. Wo?«
»Nicht hier im Keller.«
»Das habe ich mir gedacht. Wo dann?«
»In den Straßen der Stadt. Dort, wo die Hotels sind. Er fiel schon allein wegen seiner Kleidung auf. Sie sah düster aus. Außerdem fährt er einen Mercedes mit niederländischem Kennzeichen. Das alles haben wir gemerkt.«
»Wie heißt das Hotel?«
»Internation. Sie kennen die Dinger ja. Riesige Kästen mit Hunderten von Betten.«
Ich freute mich. »Das ist doch eine wunderbare Spur. Lebt van Akkeren dort noch immer?«
»Keine Ahnung.«
»Haben Sie nicht nachgeforscht?«
»Ja, aber er war nicht mehr da, glaube ich. Man sagte, dass er ausgezogen wäre.«
»Ach nein. Und wohin?«
Mischke grinste breit. Er hob seinen Bierkrug an und schluckte den Gerstensaft genussvoll.
»Deshalb sind Sie ja hier, Sinclair. Sie sollen ihn finden.«
Ich schüttelte den Kopf. Irgendwie fühlte ich mich leicht verarscht. »Da es keine Spuren gibt, stolpere ich also durch eine mir fremde Stadt und schaue in jede Ecke, ob sich dort nicht ein gewisser Vincent van Akkeren versteckt hält.«

»Das nicht.«
»Dann geben Sie mir einen besseren Plan vor.«
Mischke gefiel der Klang meiner Stimme nicht. »He, seien Sie doch nicht so aggressiv.«
»Dafür sorgen Sie doch. Sie holen mich hierher, sind selbst Fachmann und sagen: Machen Sie mal.«
»Warum nicht?«
»Ich brauchte Fakten!«
Er schüttelte den Kopf. »Die gibt es nicht mehr. Van Akkeren ist ausgezogen.«
»Und Sie wissen auch nicht, wo er sich versteckt halten könnte? Haben Sie Nachforschungen betrieben?«
»Es blieb beim Versuch.«
Auch ich trank. »Dann kann ich also nur darauf hoffen, dass ich irgendwann einmal in einem von Menschen überfüllten Leipzig auf van Akkeren treffe.«
»Das wäre eine Möglichkeit.«
Ich schüttelte den Kopf. »So etwas glauben Sie doch selbst nicht, Mischke.«
»Ich bin nur Mittler.«
Ich schaute einer Touristengruppe nach, die im Gänsemarsch an unserem Tisch vorbeiging und vergeblich nach freien Plätzen Ausschau hielt. Die Gesichter der Menschen zeigten Unwillen, sie waren verschwitzt. Manche zeigten auch Wut.
»Da wäre noch etwas«, sagte ich.
»Und was?«
»Dieses tote Mädchen. Eine gewisse Erika Meinhardt.«
»Ja, die kleine Nutte hat es erwischt.« Mischke lachte bellend. »Ihr persönliches Pech.«
Mir gefielen die Worte nicht, mit der Mischke die Tote bedachte, ich sprach ihn allerdings nicht darauf an, sondern wollte etwas anderes von ihm wissen.
»Wieso stehen die Fachleute bei ihr vor einem Rätsel?«
»Sie wurde erdrückt, erwürgt, und zwar eiskalt. Als wäre das Blut gefroren.«
»Und es gibt eine Zeugin, nicht?«
Mischke rückte mit seinem Stuhl zurück, bevor er die Beine schräg ausstreckte. »Die gibt es in der Tat. Und sie hat von einem Schatten gesprochen, der das Mädchen killte. Glauben Sie das, Sinclair?«
»Ich halte es zumindest nicht für unmöglich, auch wenn es sich kaum erklären lässt.«
»Ein mordender Schatten? Ich weiß nicht, ich…« Er schaute zu Boden, weil er dort etwas entdeckt hatte. Vielleicht hatte er auch was verloren, jedenfalls nahm der Fußboden sein Interesse in Anspruch. Er

bewegte auch den Kopf nach rechts und links, suchte bei verschiedenen Stellen nach, was mich misstrauisch machte.
»Ist da was?«
Mischke richtete sich auf. Er hatte einen roten Kopf bekommen und nickte. »Ja, Sinclair, da habe ich was gesehen.«
»Was denn?«
Er öffnete den Mund, sprach aber noch nicht. Dafür veränderte sich der Ausdruck seiner Augen, denn so etwas wie Angst stahl sich hinein. »Es ist komisch«, hauchte er über den Tisch hinweg.
»Aber ich habe da tatsächlich etwas gesehen.«
»Was denn?«
Er bewegte seine Augenbrauen. »Sie - Sie werden es kaum glauben. Einen Schatten.«
Ich lächelte nicht, obwohl mir danach zumute war. »Schatten gibt es hier genug. Jeder Mensch…«
Mischke winkte heftig ab. »Nein, nein, da war kein Mensch dabei. Sie - Sie verstehen mich nicht.«
»Der Schatten nur…«
»Genau, nur so.« Er lächelte und stand auf. »Pardon, aber ich habe eine schwache Blase. Bin gleich wieder da.«
»Gut.« Ich schaute ihm nach, als er in Richtung Toiletten marschierte. Natürlich dachte ich über den Schatten nach, über die tote Frau und wie sie ums Leben gekommen war. Hatte Mischke den Schatten hier tatsächlich gesehen? So recht nahm ich ihm das nicht ab. Es erschien mir einfach zu unwahrscheinlich. Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten, gerade hier im Keller. Da konnte man sich leicht täuschen. Hinzu kam die Atmosphäre, auch die Historie. Mein Blick glitt über die bemalte und mit Intarsien bestückte Decke, über der sich der Rauch als dicke Wolken gesammelt hatte.
Jeder Nichtraucher qualmte hier mit.
Plötzlich fühlte ich mich unwohl. Es war kein körperliches Unwohlsein. Mein inneres Alarmsystem hatte sich gemeldet.
Was war da?
Ich senkte den Kopf und schaute nach vorn, mitten hinein in den Betrieb, wo mir trotzdem etwas auffiel.
Es war ein Mann, der den Keller betreten hatte. Dunkel gekleidet, mit einem Hut auf dem Kopf. Da Schwarz schon seit Jahren eine Modefarbe war, fiel er hier nicht auf. Wenigstens den anderen Gästen und der Bedienung nicht.
Mir schon…
Dieser Mann, so langsam und locker er auch daherschritt, strahlte etwas aus, das mir nicht gefiel.
Ihn umgab eine Aura, die bei mir einen leichten Schauder erzeugte. Obwohl er nicht in meine Richtung schaute, wurde ich das Gefühl

nicht los, beobachtet zu werden, und zwar allein von ihm.

Wer war dieser Mann? Ein Fremder? Ein Mensch, ein Dämon? Der Bote des Teufels?

Die Begriffe wischten durch meinen Kopf und vermengten sich zu einem wirren Brei an Gedanken und Vermutungen. Ich erinnerte mich an die Worte meines Gesprächspartners, und mir fiel auf, dass ich von ihm seit ein paar Minuten nichts mehr gesehen hatte.

Zu lange?

Ich stand auf, gab dem Ober sicherheitshalber einen Schein, verzichtete auf das Wechselgeld und ging dorthin, wo Mischke verschwunden war. Auf halbem Weg schaute ich mich um.

Der Fremde stand neben einem Tisch, zudem im Licht, aber er warf keinen Schatten.

Ich blieb stehen, irritiert…

Keinen Schatten?

Menschen werfen Schatten, aber er nicht.

Ich hoffte, ihn noch bei meiner Rückkehr vorzufinden, denn gewisse Fragen hatte ich an ihn. Zuvor aber wollte ich die Toilettenräume aufsuchen, um mit Mischke zu reden.

Ich schlüpfte durch einen offenen Durchgang in die weiteren Gewölbe des Kellers.

Hier hallten die Stimmen der Menschen von den kahlen, aber bekritzelten Wänden wider. Kaum hatte ich die Tür zur Herrentoilette geöffnet, als ich den Schlag spürte.

Nein, keinen Schlag, es war eine eisige Berührung, die über meinen Körper hinweghuschte, auch das Kreuz berührte und es zum Reagieren brachte.

Unwillkürlich ging ich einen Schritt zurück, drehte mich um, schaute den Gewölbegang entlang und glaubte, etwas Dunkles über die rechte Wand hinweghuschen zu sehen.

Ein Schatten?

Ich wischte über meine Augen, schaute wieder hin, aber er war verschwunden.

Die Gefahr jedoch bestand. Nicht grundlos hatte mich das Kreuz durch sein Erwärmen gewarnt.

Im Moment nicht für mich, aber ich dachte an Mischke, und meine Sorgen wurden größer.

Ich huschte in den Toilettenraum. Der Waschraum war groß. Zahlreiche Becken bildeten an einer Wand eine Reihe. Das kalte Licht schimmerte auf dem rissigen Steinboden. Der Durchgang zu den Kabinen und Becken bildete eine Schwingtür, die ich aufstieß, in den Raum hineinlief und Mischke sah.

Er lehnte an der Wand gegenüber, bleich, unendlich bleich, und mein Herzschlag beschleunigte sich.

Mit wenigen langen Schritten war ich bei ihm. Er starrte mich an, sagte aber nichts.

Ich redete mit ihn, fasste ihn an. Das war genau das Falsche, doch es brachte mir den Beweis.

Mischke kippte nach links weg - wie eine Puppe, in der kein Leben mehr war.

Ich fing ihn auf und sah jetzt, dass ich einen Toten in den Armen hielt…

***

Die folgenden Sekunden dehnten sich zu kleinen Ewigkeiten. Ich kam mir so allein vor, dachte an den Schatten und an die dunkle Gestalt, die ich gesehen hatte.

Wohin mit dem Toten?

Es gab nur eine Möglichkeit, ihn zu verstecken. In einer der Toilettenkabinen.

Bevor andere Gäste kamen, schleifte ich ihn auf die letzte Kabine zu und zerrte die Tür auf. Wie ein Brett lag er in meinen Armen. Ich spürte, wie kalt er geworden war. Sein Blut schien sich in Eis verwandelt zu haben, das wiederum erinnerte mich an das tote Mädchen, das ebenfalls so kalt gewesen war.

Hinsetzen konnte ich den Toten nicht, deshalb lehnte ich ihn in die Ecke, wo sich die beiden Wände von verschiedenen Seiten her trafen und er so einen gewissen Halt fand.

Das musste reichen.

Ich verließ die Kabine, schloss die Tür und hoffte, dass andere Gäste nicht gerade die letzte Kabine benutzen wollten. Zwei gingen durch andere Türen, als ich den Raum verließ.

Im Gang sah ich nur die kahlen, grauen Wände, keinen Schatten, der unnormal darüber hinweghuschte, nur die der Gäste, die zu den Toiletten eilten.

Ich drängte mich in das Lokal, das mir inzwischen noch gefüllter erschien als zuvor. Da standen Gäste hinter anderen, die an den Tischen saßen, aßen, tranken und so bedrängt wurden, schneller zu verzehren.

Ich suchte den Schwarzgekleideten!

Zuletzt hatte ich ihn in der Nähe des Ausgangs gesehen, aber dort stand er nicht mehr.

Überhaupt war er nicht zu sehen. Der Mann musste das Lokal verlassen haben.

Auch ich ging. Der Platz vor dem Keller war brandvoll.

Ich suchte ungefähr fünf Minuten lang, doch den Mann bekam ich nicht mehr zu Gesicht.

Mir blieb nichts anderes übrig, als die deutschen Kollegen zu

informieren. Eines stand für mich fest.

Ich hatte es nicht nur mit Vincent van Akkeren zu tun, sondern zusätzlich noch mit einer zweiten Person, die van Akkeren an Gefährlichkeit in nichts nachstand.

Kein gutes Gefühl, sich dermaßen umklammert zu wissen…

***

Suko war mit dem Lada einigermaßen zurechtgekommen. Weniger gut mit den Straßen von Leipzig, denn die Zeugin wohnte in einer Gegend, die nur aus alten Häusern bestand und auch aus dementsprechend kleinen Gassen, die krumm und schief liefen, mal einen Bogen schlugen und auch schon mal im Nichts enden konnten.

Suko fragte sich durch, bis er schließlich die schmale Gasse gefunden hatte, in der sein Ziel lag. Der Wagen rumpelte über den schlechten Belag. Das Kopfsteinpflaster ragte unregelmäßig hoch aus dem Boden, es gab auch Lücken, alles sah sehr trostlos aus. Die Hauswände zeigten ein trauriges Grau, selbst die Fenster konnten es nicht auflockern. Hier hatte die Umweltkatastrophe voll zugeschlagen.

Suko hielt den Wagen an. Nicht weit entfernt sah er eine Laterne. Kinder schauten ihm zu, wie er ausstieg. Ein Junge wollte wissen, ob er aus Vietnam käme.

»Nein, warum?«

»Siehst aber so aus. Wir haben hier in der DDR viele, die aus Vietnam kommen. Die sollen aber wieder weggehen.«

»Wer sagt das?«

»Meine Eltern.«

»Schon gut.« Suko ging nachdenklich weiter. Auch in diesem Land war der Ausländerhass nach der Wende zu Tage getreten, das empfand Suko als eine schlimme Begleiterscheinung.

Das Haus, in dem die Zeugin wohnte, sah aus wie alle anderen. Nicht besser, nicht schlechter.

Suko suchte vergeblich nach einer Klingel. Dafür war die Haustür nicht verschlossen. Er drückte sie auf. Ein dunkler Flur lag vor ihm. Die Wände rochen muffig. Das Treppenhaus lag im Blickfeld.

Trotz des schlechten Lichts sah der Inspektor die altersschwachen Stufen und das ebenfalls nicht sehr vertrauenswürdig aussehende Geländer.

Er musste in die erste Etage. Auf dem Weg dorthin begegnete ihm niemand. Vom Flur zweigten die Türen zu mehreren Wohnungen ab. Suko wusste, dass die Frau Schulz hieß. Er sah das einfache Pappschild, das an der Tür klebte.

Er klopfte.

Zunächst erfuhr er keine Reaktion. Als er anfing, sich Sorgen zu machen, wurde die Tür aufgezogen, und ein faltiges Gesicht schaute

ihn an. Auf dem Kopf wuchs graues Haar. Ungekämmt hing es zu beiden Seiten herab.

Sehr misstrauisch schaute sie Suko an. »Ja, was wollen Sie von mir, Herr?«

»Mein Name ist Suko.«

»Klingt komisch.«

»Ich bin Chinese und komme aus London. Ich möchte mich mit Ihnen über eine gewisse Erika unterhalten.«

»Warum?«

»Ich bin von der Polizei.«

Frau Schulz verlangte den Ausweis, den Suko ihr zeigte. Damit konnte sie nicht viel anfangen, aber sie hatte den Namen Scotland Yard schon gehört, und der flößte ihr Vertrauen ein.

»Dann kommen Sie mal rein.«

»Danke.«

Frau Schulz hielt Suko die Tür auf. Er konnte die Wohnung betreten und wurde von der Einrichtung her irgendwie an die der Sarah Goldwyn erinnert.

Auch hier standen sehr alte Möbel, sie wirkten aber nicht so gepflegt, da fehlte das Geld.

Suko entschuldigte sich noch einmal für sein Eindringen, doch Frau Schulz winkte ab.

»Setzen Sie sich ruhig. Möchten Sie etwas trinken?«

»Danke, nein.«

Grete Schulz nahm ihm gegenüber Platz. Sie trug einen geblümten Kittel und Hausschuhe. »Dabei war sie nicht einmal schlecht, die Erika. Aber sie konnte den Verlockungen des Geldes nicht widerstehen. Sie hielt nichts von Sparen, von harter Arbeit, sie wollte schnell reich werden.«

»Was sie nicht geschafft hat?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe sie nur sterben sehen, und es ist furchtbar gewesen. Das verfolgt mich noch heute in meinen Träumen. Ich wache oft schweißgebadet auf und sehe das Schreckliche dann immer wieder vor mir.«

»Den Tod des Mädchens?«

»So ist es.«

»Und Sie haben einen Mörder gesehen, Frau Schulz?«

Sie streckte den Zeigefinger aus und bewegte ihn von einer Seite zur anderen. »Nein, Herr Inspektor, ich habe keinen Mörder gesehen, wirklich nicht.«

»Wer oder was war es dann?«

»Ich sah einen Schatten. Einen Schatten, der plötzlich da war und das Mädchen umfasste.«

»Wo kam er her?«

Sie lachte und nickte dabei. »Das ist es eben. Er - er war selbstständig.«
»Das ist schwer zu verstehen.«
»Ja, Inspektor, ja. Für mich auch. Für die Polizei ebenfalls, aber es war so. Ich lüge nicht, ich füge nichts hinzu, ich lasse auch nichts weg, wenn Sie verstehen. Ich sage Ihnen die ganze Wahrheit. Der Schatten hat Erika umgebracht.«
»Da war doch ein Kunde…«
»Dieser Mann mit dem schwarzen Hut. Der hat es gesehen, der hat zugeschaut, aber nicht eingegriffen. Können Sie sich das vorstellen? Er schaute einem Mord zu. Einfach so. Ich - ich kann es heute noch immer nicht fassen. So etwas will nicht in meinen Kopf, Herr Inspektor. Das ist nicht fassbar.«
»Bitte weiter.«
»Ich bin dann vom Fenster weggegangen, glaube ich. Dann lief ich nach unten.«
»Der Kunde war verschwunden?«
»Natürlich. Weg - einfach so.«
»Sie haben nicht gesehen, wo er hinging?«
»Die Straße hoch oder hinunter. Eine andere Möglichkeit blieb ihm ja nicht.«
»Den Kunden kannten Sie nicht, Frau Schulz?«
Sie setzte sich aufrecht. »Wissen Sie, Inspektor, mit solchen Leuten gebe ich mich nicht ab. Nicht mit Männern, die sich Mädchen kaufen. Das ist nicht mein Gebiet.«
»Pardon, so habe ich es nicht gemeint. Ich suche nämlich nach einem Zusammenhang zwischen dem Kunden und diesem mordenden Schatten, wenn Sie verstehen.«
»Das schon, nur begreife ich es nicht.«
»Sagen wir so, Frau Schulz. Könnte es möglich sein, dass sich der Schatten von dem Mann gelöst hat?«
»Wie bitte?«
Suko fing anders an. »Ich meine, dass der Schatten und der Fremde zwei verschiedene Paar Schuhe sind. Der Schatten schaffte es, sich zu lösen, und er brachte das Mädchen um.«
»Aber ein Schatten gehört zu einem Menschen.«
»Normalerweise schon…«
Sie dachte scharf nach, das sah Suko ihr an. Deshalb stellte er auch keine Frage. Nach einer Denkpause sprach Frau Schulz wieder. »Ich habe es der Polizei schon gesagt, weiß aber nicht, wie die Leute darüber gedacht haben.«
»Erzählen Sie es noch einmal, bitte.«
»Ja, das ist so, Inspektor. Ein Schatten kann doch nur entstehen, wenn Licht ist - oder?«

»Da haben Sie Recht.«
»An diesem Abend oder in dieser Nacht war es dunkel. Da konnte kein Schatten entstehen, denn die Laterne ist zu weit entfernt. Sie gibt zudem kaum Licht ab. Dennoch war der Schatten da. Er - er ist ohne Licht entstanden.«
»So muss es sein.«
»Macht Ihnen das nicht Angst?«, flüsterte sie. »Mir ist es gewesen, als hätte der Teufel seine Hand im Spiel gehabt. Ich habe mal früher eine Geschichte gelesen. Da hat ein Mann seinen Schatten verkauft. So muss es auch heute sein…«
»Schon möglich, dass es so etwas gibt.«
»Sie müssen das wissen, Sie sind doch ein Spezialist. Sie kommen von London und…«
»Liebe Frau Schulz. Ich müsste diesen Mann und auch den Schatten zunächst einmal finden. Deshalb bin ich zu Ihnen gekommen, weil ich hier einen Hinweis finden möchte.«
»Damit kann ich Ihnen nicht dienen, glaube ich. Es war zu dunkel, der Mann trug zudem einen Hut.« Sie hob die Schultern. »Die - die Tat ging schnell vorbei.«
Suko lächelte, obwohl ihm danach nicht zumute war. Er begann auch sehr vorsichtig. »Ich möchte Sie nicht erschrecken, Frau Schulz, aber könnte es sein, dass der Mörder darüber informiert ist, dass Sie die Tat beobachtet haben?«
»Ich als Zeugin, nicht?«
»Ja.«
»Weiß ich nicht. Ich bin auf die Straße gelaufen. Da kam noch ein Nachbar hinzu, Herr Schneider. Vielleicht sind wir beide beobachtet worden, wer kann das sagen?«
»Gehört haben Sie nichts?«
»Wie sollte ich denn?«
»Ich denke da an Drohungen. An Briefe, Besuche, an bestimmte Anrufe…«
»Nein, nichts. Außerdem besitze ich kein Telefon. Mich hat keiner versucht einzuschüchtern.«
»Dann seien Sie froh.«
»Haben Sie denn damit gerechnet?«
Suko hob die Schultern. »Auch wenn der Fall sehr ungewöhnlich ist, diejenigen, die dahinter stecken, reagieren meist wie normale Gangster.«
»Wirklich, damit kann ich nichts anfangen. Ich habe den Mann in Schwarz seit diesem schrecklichen Abend nicht mehr gesehen.«
»Könnte er denn hier in der Nähe wohnen?«, erkundigte sich Suko.
»Wie kommen Sie darauf?«
»Reine Gefühlssache. Wenn ich mich hier umschaue, sieht es doch

etwas gruselig aus. Die Gasse kommt mir vor wie eine alte Filmkulisse.«

»Da haben Sie Recht. Nachts wird es schon unheimlich. Es ist auch vieles zu Bruch gegangen, und nicht nur während des letzten Krieges. Es war kein Geld da, um etwas zu erneuern. Das bezieht sich nicht nur auf die Häuser, sondern auch auf die alten Gewölbe…«

»Wie bitte? Gewölbe?«

Frau Schulz nickte. »Ja, sie liegen noch unter einigen Häusern. Vor dem Krieg hat man dort Waren gelagert. Sie haben auch als Bunker gedient, wo sich die Menschen zurückzogen, wenn es Alarm gab.«

»Und diese Gewölbe existieren noch?«

»Ja und nein. Einige sind eingestürzt, andere sind noch vorhanden.«

»Waren Sie selbst schon unten?«

»Gott bewahre!«, rief sie. »Keine zehn Pferde kriegen mich dort hinunter. Da kann man es mit der Angst bekommen, Inspektor. Das ist nichts für eine alte Frau.«

»Aber Sie kennen die Eingänge?«

»Einige.«

»Wie kommt man dorthin?«

Grete Schulz starrte Suko an, als hätte er ihr etwas Unverschämtes gesagt. »Moment mal, Inspektor, das hört sich ja an, als wollten Sie nach unten…«

»Vielleicht.«

»Das ist zu gefährlich.«

»Für Sie ja, Frau Schulz. Aber Sie haben mich da auf eine Idee gebracht. Wenn die Gewölbe noch existieren und auch begehbar sind, dann würden sie sich als Verstecke ideal eignen.«

»Das ist möglich.«

»Sehen Sie. Ich bin gekommen, um einen Killer zu stellen, auch wenn es nur ein Schatten ist. Irgendwo muss ich mit der Suche beginnen. Da scheinen mir die alten Gewölbe der richtige Ort zu sein. Natürlich kann ich mich irren, aber das wird sich herausstellen. Ich möchte Sie deshalb bitten, mir eine genaue Beschreibung zu geben. Mir aufzuzeichnen, wie ich am besten in diese Unterwelt gelange. Ist das zu viel verlangt?«

»Überhaupt nicht. Ich habe nur Angst um Sie, Inspektor. Es ist lange her, dass ich einen derartig sympathischen Menschen kennen gelernt habe wie Sie.«

»Danke. Auch ich fühle mich bei Ihnen wohl, Frau Schulz.« Das war nicht gelogen. Suko brauchte keine von einem Innenarchitekten oder Designer eingerichtete Wohnung, auch nicht die Planspiele irgendwelcher Supermarktmöbelketten in sein Wohnzimmer zu stellen. Diese Mischung aus alten Möbeln verströmten eine Gemütlichkeit, die einfach da war und nicht mehr verflog.

»Wollen Sie nicht doch etwas trinken? Ich kann Ihnen einen Tee zubereiten, Inspektor.«

»Nein, lassen Sie nur. Ich möchte gern in die Gewölbe hinein. Das lässt mir jetzt keine Ruhe mehr.«

»Natürlich, Sie sind der Polizist, Inspektor.« Die Frau erhob sich und reckte ihre Arme. »Kommen Sie noch einmal zurück, Inspektor? Ich möchte gern wissen, was Sie herausgefunden haben.«

Suko lächelte. »Natürlich kehre ich zurück. Wenn nicht ich, dann eben mein Freund und Partner, ein gewisser John Sinclair. Er ermittelt in dem gleichen Fall.«

»Ah ja, zu zweit geht es besser.«

»Das stimmt.«

Die Wohnung bestand aus zwei Räumen. In den Nachbarraum hatte Suko noch keinen Blick werfen können. Er beherbergte sicherlich das Schlafzimmer.

Grete Schulz hatte seinen Blick bemerkt. »Ja, da ist mein Schlafzimmer. Ein sehr kleines Zimmer, wie ich finde. Für mich reicht es. Ich bin Kriegerwitwe. Als ich erfuhr, dass mein Mann gefallen ist, habe ich keinen fremden Mann mehr in den Raum hineingelassen. Es sind eben zu viele Erinnerungen damit verbunden, auch wenn die Zeit mit Herbert nur sehr kurz gewesen ist.«

Suko nickte, er konnte die Frau gut verstehen. Mit Shao war es ihm ähnlich ergangen. Er wollte schon zur Tür gehen, als er Schritte hörte, die draußen im Flur angeklungen waren.

»Erwarten Sie Besuch?«, fragte Suko.

»Nein. Ich weiß auch nicht, ob die Person zu mir will. Die Schritte hören sich an, als würde eine Frau die Treppe hochkommen.«

»Hier wohnen noch mehr Parteien, nicht wahr?«

»Sicher.«

Suko lächelte, hob die Schultern und wollte nach der Klinke greifen, als die Schritte verstummten.

Direkt vor der Wohnungstür!

Das hatten beide gehört. Suko wich zurück. »Also doch Besuch«, flüsterte er.

»Wahrscheinlich. Ihr Freund?«

»Nein, das hätte ich gehört.«

»Ich weiß auch nicht, wer es ist.«

Suko war misstrauisch geworden. Er hatte der Frau zwar nicht das Gefühl gegeben, in Gefahr zu schweben, seiner Ansicht nach aber stand sie auf der Liste.

»Ich bleibe hier«, sagte Suko ganz spontan.

»Ja, aber…«

»Kann ich in das Schlafzimmer?«

»Sicher.«

»Gut, Frau Schulz. Tun Sie mir einen Gefallen und öffnen Sie erst, wenn ich verschwunden bin.«

»Mach ich.«

Suko bekam auf halbem Weg das Klopfen außen an der Tür noch mit. Dann drückte er sich in den anderen Raum, der ziemlich kühl war und nur ein sehr kleines Fenster hatte, mehr eine Luke, durch die das Licht auf ein altes Doppelbett fiel. Beide Hälften waren sorgfältig gemacht. Es roch nach Mottenpulver.

Suko hatte die Tür nicht ganz geschlossen. Er konnte durch einen schmalen Spalt schauen, der so eng war, dass der Besucher ihn so schnell nicht entdeckte.

Wieder klopfte es, und Frau Schulz rief ungeduldig. »Ja, ja, ich mache schon auf.«

Suko beobachtete sie. Grete Schulz drückte die Klinke nach unten, öffnete vorsichtig, dann ruckartig und gab einen leisen Schrei von sich, als sie die Person sah, die das Zimmer betrat.

Es war eine Frau, eine junge Frau mit einem bleichen Gesicht.

Leichenbleich…

Suko hatte sie nie zuvor gesehen, aber Grete Schulz kannte die Besucherin, denn sie redete die junge Frau mit dem Namen an.

»Erika, wo kommst du denn her…?«

Sukos Herzschlag verdreifachte sich. Es war eine Tatsache und nicht wegzuleugnen.

Grete Schulz hatte Besuch von einer Toten bekommen…

***

Ich stieg als einer der Ersten aus dem Mannschaftswagen. Erst dann verließ Kommissar Harry Stahl das Fahrzeug. Er war ein hoch gewachsener Mensch, vielleicht ein paar Jahre älter als ich, sah aber noch gut aus, trotz seiner grauen Haare und wirkte irgendwie auf mich wie ein Frauenheld im Kino.

Sogar sein Gesicht zeigte eine Urlaubsbräune und er trug einen Anzug, den er bestimmt nicht in einem der ostdeutschen Kaufhäuser erworben hatte.

Wir waren uns von Beginn an sympathisch gewesen, und Stahl hatte mich auch sofort akzeptiert.

»Dann kommen Sie mal mit, John«, sagte er, während aus einem anderen Fahrzeug der Tote ausgeladen wurde, der versteckt in einem billigen Plastiksarg lag.

Wir gingen in den Ziegelsteinbau, wo Stahl sein Büro hatte. Alle Polizeibüros der Welt sahen irgendwie gleich aus. Da gab es keinen Unterschied zwischen Ost und West.

Schmucklos, nüchtern, der Schreibtisch, das Telefon, der Aktenschrank, zwei oder drei Besucherstühle, wobei ich mir einen

davon heranzog, als Stahl bei einer kleinen bebrillten Person Kaffee bestellte. »Aber nehmen Sie den aus dem Westen.«

»Klar, Chef, den aus der TV-Werbung.«

»Richtig. Wo die schönen Frauen und die kernigen Männer immer einkaufen.« Danach grinste er mich an. »Sie sehen, John, wir sind auch hier auf dem Laufenden, was die Westwerbung angeht.«

»Sorry, da kann ich nicht mitreden.«

Er schlug gegen seine Stirn. »Ich vergaß, sie kommen aus London, der Nebelstadt.«

»Das ist auch nicht mehr so wie früher. Der Nebel hält sich in Grenzen. Sie haben hier mehr.«

»Ja. Dreck aus den verdammten Kombinaten, wo vierzig Jahre lang geschludert wurde. Jedenfalls bin ich froh, dass ich hier wieder sitze. Über die Dauer von drei Jahren war ich out.«

»Weshalb?«

»Können Sie sich das nicht denken? Ich habe mich quergestellt. War kein SED-Mitläufer. Deshalb brauche ich mich auch nicht als Wendehals anzusehen.«

»Hatte man Sie suspendiert?«

»Das nicht gerade, aber auf ein Abstellgleis gestellt. Ich bin wieder Streife gelaufen. Tat meiner Kondition übrigens sehr gut, wenn ich ehrlich sein soll.« Er beugte sich vor, die Arme legte er verschränkt auf die Schreibtischplatte. »Kommen wir zu Ihnen, John. Sind Sie tatsächlich ein Geisterjäger oder ein Mann, der sich mit Dämonen herumschlägt?«

»Stimmt.«

»Kann ich kaum glauben. Wie machen Sie das?«

Ich winkte ab. »Ihnen das alles zu erzählen würde zu viel Zeit in Anspruch nehmen. Da wir zusammenarbeiten, werden Sie das wahrscheinlich erleben.«

Harry Stahl nickte. »Darauf bin ich schon gespannt. Ich meine, wir können ehrlich zueinander sein. Dass jemand von einem Schatten getötet wird und sein Körper dermaßen schnell an Temperatur verliert, kann ich mir nicht vorstellen.« Er schlug gegen seine Stirn. »Das will in meinen Polizistenschädel einfach nicht hinein, John. Haben Sie denn keine Erklärung?«

»Eine allgemeine schon.«

»Und die wäre?«

»Magie, Harry.«

Er verschluckte eine weitere Frage, denn die Sekretärin erschien. Sie war ein putziges Wesen, schielte zu mir, lächelte mit dem kirschroten Mund und erklärte, dass sie Maria hieß. Den Nachnamen sagte sie auch, der aber hörte sich so polnisch an, dass ich große Augen bekam, als ich ihn erfuhr.

Harry lachte. »Schön, John, schön. So schaut jeder. Ich kann den Namen auch nicht behalten.«
»Was sagt denn Ihr Chef zu Ihnen?«
»Mary.« Sie stellte die beiden weißen Tassen ab. »Einfach Mary. Können Sie auch sagen.«
»Gern.«
Ich probierte den Kaffee. Mary und ihr Chef beobachteten mich dabei. Noch während ich schluckte, meinte Harry grinsend: »Es hat sich sogar bis zu uns herumgesprochen, dass Sie ein Kaffeekenner sind, John.«
Ich schaute hoch, noch immer den Kaffeegeschmack im Mund. »Und?«, fragte Mary.
»Stark.«
»Zu stark?«
»Nein, so meine ich das nicht. Der Kaffee schmeckt gut. Ich kann nicht klagen.«
Mary bekam einen roten Kopf. Fast so rot wie ihre Bluse. »Ha, da bin ich aber froh, vorausgesetzt«, sie drohte mit dem Zeigefinger, »Sie haben mich nicht angelogen.«
»Wie käme ich dazu?«
»Ich traue euch Männern nicht.«
»Damit schließt sie mich ein«, sagte Harry Stahl, als er hinter ihr herschaute. Wieder fragte er mich nach meinem Job, und ich wollte den Grund wissen.
»Das will ich Ihnen sagen, John! So etwas fehlt bei uns im Lande!« Er hatte mit ernster Stimme gesprochen, wobei er meine Gedanken nicht erriet, denn irgendwie hatte er genau ins Zentrum getroffen. Seit Mallmanns Verwandlung in einen Vampir hatten Deutschland - ich bezog jetzt beide Teile mit ein - keinen Mann, der eine ähnliche Aufgabe, wie Will sie gehabt hatte, hätte übernehmen können.
»So nachdenklich, John?«
Ich hob die Schultern. »Ich will Sie jetzt nicht kalt auflaufen lassen, Harry, aber über dieses Thema sollten wir uns später einmal unterhalten.«
»Sie stehen dem also positiv gegenüber?«
»Sehr sogar.«
Kommissar Stahl machte mir einen erleichterten Eindruck, als er sich zurücklehnte und über seine graue Haarmatte strich. »Das wäre natürlich super.«
Wir beendeten das Thema und widmeten uns den brandaktuellen Tatsachen, wobei ich von meinem deutschen Kollegen wissen wollte, was dieser Erwin Mischke für ein Mensch gewesen war.
Der Kommissar aus Leipzig schaute durch das Bürofenster und gab mir eine Antwort, die mich amüsierte und gleichzeitig verwunderte.

»Mischke war ein Arsch!«

»Wie bitte?«

»Ja, so wie ich es gesagt habe. Der war…« Er wollte noch etwas sagen, wurde jedoch vom Klingeln des Telefons unterbrochen. Man gab ihm die Nachricht durch, dass auf dem Leipziger Hauptbahnhof drei weitere RAF-Terroristen verhaftet worden waren.

»Das passt zu Mischke«, erklärte er. »Dieser Mann war ein Spitzel, einer, der für alle arbeitete, die ihm genügend Geld boten. Weniger für die Polizei als für die Stasi. Der hatte seine Hände überall drin. Bei großen Fahndungen mischte er mit. Er kam an zahlreiche Informationen heran, weil ihm einige Typen etwas schuldig waren. Er hatte auch Mädchen laufen gehabt. Wahrscheinlich können Sie sich bei ihm bedanken, dass dieser Vincent van Akkeren überhaupt gefunden wurde.«

»Dafür hat er nun bezahlt.«

»Klar, er liegt als kalte Leiche im Keller. Als hätte er die letzten Stunden in einem Kühlschrank verbracht. Verdammt, John, was ist das? Wer ist dieser Mörder?«

»Ein Schatten!«

»Hören Sie auf. Sie haben mir von einem in Schwarz gekleideten Typen berichtet…«

»Beide gehören zusammen.«

Stahl kniff ein Auge zu. »Könnte es denn sein, John, dass der Schatten dieses Mannes es schafft, sich von seinem ursprünglichen Körper zu lösen und sich selbstständig zu machen? Halten Sie so etwas überhaupt für möglich?«

»Selbstverständlich.«

»Okay, und wie geht das technisch vor sich?«

»Das, mein lieber Harry, müssen wir herausfinden, dann haben wir die Lösung.«

Er lehnte sich wieder zurück und schaute gegen die mit Fliegendreck beschmierte Decke. »Wir müssen aber nach Lage der Dinge davon ausgehen, dass der Schwarze und van Akkeren verschiedene Personen sind. Oder sehe ich das falsch?«

»Nein.«

»Dann jagen wir zwei Gegner!«

»Ich kann nicht widersprechen.«

Der Kommissar schüttelte den Kopf und schlug mit der Faust auf den Tisch. »Das wird ein Ding«, erklärte er im breitesten Sächsisch. »Ein richtiger Hammer hoch drei. Das ist unwahrscheinlich, so etwas nimmt uns keiner ab, verdammt.«

»Wobei wir den Namen des zweiten nicht kennen.«

»Klar, John, klar. Wie sehen Sie ihn denn? Kann er von hier stammen?«

»Bestimmt. Wäre van Akkeren sonst nach Leipzig gekommen?«

»Ja, da haben Sie Recht.« Harry Stahl nickte versonnen. »Sie löschen alle Spuren«, murmelte er.

»Alles schaffen sie weg. Da sind sie radikal bis zum Letzten. Verdammt auch, wenn ich nur wüsste, wer oder was dahintersteckt.«

»Gefährliche Kräfte, Harry. Mehr weiß ich auch nicht. Mischke war wohl eine Spur. Jetzt ist sie kalt…«

Aus dem Vorzimmer vernahmen wir Stimmen. Die Sekretärin regte sich auf. »Sie können jetzt nicht rein, Polinski.«

»Ich muss aber.«

Harry Stahl hatte es ebenfalls mitbekommen und sich erhoben. »Das gibt Ärger, fürchte ich.«

Der Ärger stolperte in das Büro. Ein kleiner Mann mit hochrotem Kopf schaute uns an. Die Augen waren geweitet. Er bewegte unsicher seine Arme. In den Gesichtszügen stand der Schrecken wie eingemeißelt. »Chef«, keuchte er, »verdammt, Chef. Ich werde wahnsinnig, ich werde verrückt. Das kann nicht wahr sein!«

»Wie meinen Sie das?«

»Der Tote…«

»Welcher Tote?«

Polinski glotzte uns an. »Dieser Mischke, Chef, er ist nicht mehr da. Er ist weg, verschwunden…«

***

Wir saßen da wie vom berühmten Blitz getroffen. So starr und unbeweglich. Nur eine Gänsehaut rann kalt an meinen Armen hoch und endete an den Schultern.

Ich hatte zwar nichts geahnt, war aber nicht so perplex wie mein deutscher Kollege, der den Mund öffnete, laut Luft holte und sich an seinen Mitarbeiter wandte. »Sagen Sie das noch mal, Polinski. Verdammt, sagen Sie das noch mal.«

»Die Leiche ist weg!«

Stahl ballte die rechte Hand zur Faust. »Okay, er ist weg!«, wiederholte er mit einer fremd klingenden Stimme und wühlte dabei seine graue Mähne auf. »Er ist einfach weg. Scheiße!«, schrie er plötzlich. »Wie konnte das passieren?«

»Keine Ahnung, Chef!«

Stahl sprang auf. »Wann haben Sie schon mal eine Ahnung von etwas gehabt, Polinski!«

»Aber, Chef…«

»Hören Sie, Harry!«, mischte ich mich in das emotional aufgeladene Gespräch. »Sie sollten Ihrem Mitarbeiter keinen Vorwurf machen. So etwas kann passieren.«

Stahl lachte. »Sie sind gut. Kann passieren. Tot ist tot, verdammt!«

Ich sah das zwar anders, hielt mich aber mit einer Bemerkung zurück. Dafür redete Stahl. Er hatte den Kopf vorgeschoben wie ein Bulle, der angreifen wollte. »Und weshalb haben Sie ihn nicht aufgehalten, den Toten?«

»Das hat jemand versucht«, flüsterte Polinski.

»Weiter!«

»Jetzt lebt er nicht mehr. Meier zwei musste das mit seinem Leben bezahlen. Er liegt vor der Tür. In seinem Hals steckt eine Scherbe. Der Tote hat ihn aus dem Weg geräumt, glaube ich.« Seine Stimme versickerte. Was er sagte, war für ihn unfassbar, aber eine Tatsache, an der er nicht vorbei konnte.

Stahl stöhnte. Fahrig wischte er über sein schweißnasses Gesicht und warf mir einen Blick zu. Ich nahm ihn als Aufforderung hin, um etwas zu sagen.

»Wir sollten nachschauen, Harry.«

»Glauben Sie das denn?«

»Sicher.«

»Aber ein Toter kann nicht mehr laufen und jemanden umbringen, John. Das ist unmöglich.«

»Da haben Sie Recht. Vorausgesetzt, dieser Tote ist normal tot. Wenn er untot ist…«

Stahl kam um seinen Schreibtisch herum und machte ein Gesicht, als wollte er mich angreifen. »Sagen Sie das noch mal. Normal oder nicht normal tot.«

»So ist es.«

»Lebende Tote?«

»Sicher. Zombies!«

Harry Stahl verlor alle Farbe aus dem Gesicht. Er stierte mich an und schüttelte den Kopf. Ich sah, dass er innerlich vereiste und sich gegen das Gehörte sperrte. »Das sind dann Zombies, nicht?«

»Ich kann es nicht leugnen.«

»Und so etwas gibt es nur im Kino!«

»Anscheinend nicht, Harry.«

Der Kommissar war von den Socken, er war durcheinander, glaubte an nichts mehr und stürmte aus dem Büro. Vor seiner schreckensbleichen Sekretärin blieb er stehen. »Haben Sie das gehört, Mary? Haben Sie das gehört, verdammt?«

»Ja, Chef, ja.« Sie war wachsbleich.

»Und was sagen Sie dazu?«

»Ich kann nichts sagen.«

»Ich auch nicht. Mir fehlen ebenfalls die Worte.« Er schüttelte den Kopf und starrte zu Boden.

»Kommen Sie, Harry. Sehen wir uns das mal an.«

Mit einem Paternoster fuhren wir dem Keller entgegen. Zu dritt

hatten wir uns in die Kabine geklemmt. Polinski sah aus, als wäre er am liebsten weggelaufen. Zwischen uns stand er und wirkte dabei wie eingeklemmt. Er wusste auch nicht, wohin er schauen sollte. Mal zu Boden, mal glitt sein Blick an uns in die Höhe.

Wir fuhren bis nach unten in den Keller, wo es anders aussah als bei uns im Yard. Hier bestanden die Wände noch aus Steinen, nicht aus glattem Beton.

Zuerst sahen wir Meier zwei. Er lag auf dem Rücken. In seinem Hals steckte eine Scherbe. Ein Kranz aus dünnem Blut hatte sich ausgebreitet. Sein Gesicht war angstverzerrt, die Augen standen weit offen. Der glasige Blick verlor sich irgendwo.

»Gibt es Zeugen?«, fragte ich.

Ein Mann im grauen Kittel trat vor. »Ich habe Meier zwei entdeckt.«

»Und seinen Mörder?«, fragte Harry.

»Der ist weg, Herr Kommissar.«

»Scheiße. Wohin denn? Habt ihr ihn nicht gesehen? Seid ihr ihm nicht nachgelaufen? Habt ihr nicht versucht, ihn zu stoppen?«

»Nein, wir haben doch nicht - wir sahen ihn nicht, Herr Kommissar. Er ist verschwunden. Keiner hat ihn aus der Leichenkammer geholt. Der - der ging von allein.«

»Tatsächlich?«

Ich legte dem Kommissar eine Hand auf die Schulter. »Moment mal, Harry. Lassen wir die Emotionen aus dem Spiel. Wir sollten vorgehen wie normale Kriminalisten.«

»Das fällt mir schwer.«

»Glaube ich Ihnen, deshalb möchte ich die Fragen stellen.«

»Ist gut.« Harry ging zurück. Er lehnte gegen die Wand und strich über seine Stirn.

Ich wollte wissen, wie der Tote angezogen war, ob er bereits sein Leichenhemd getragen hatte oder noch die alte Kleidung, in der er gestorben war.

»Die - die Kleidung. Wir sind noch nicht so weit gekommen. Wir wollten ihn erst untersuchen. Der Arzt hatte noch zu tun. Wir sind hier überlastet.«

»Okay, dann bleibt uns nur die Fahndung.«

»Ja, aber das ist nicht meine Sache.«

»Weiß ich«, sagte ich und bedankte mich bei dem Mann im Kittel, bevor ich mich wieder an Harry wandte. »Sie haben zugehört?«

»Natürlich.«

»Können wir die Fahndung anlaufen lassen?«

»Kommen Sie mit.«

Wir fuhren wieder hoch. Nicht bis zu seinem Büro, sondern in eine andere Abteilung, die technisch zwar nicht auf dem neuesten Stand war, aber effektiv arbeiten konnte, wie man mir erklärte. Den

Polizeidienststellen in Leipzig wurde die Beschreibung durchgefaxt, sofern sie mit einem Telefax ausgerüstet waren. Alles andere erledigten wir per Telefon.

In Schweiß gebadet ließ sich der Kommissar auf einen Stuhl fallen. Er schaute zu mir hoch und bat um eine Zigarette. »Ich rauche zwar nicht viel, aber jetzt brauche ich eine.«

»Klar.«

Stahl starrte nachdenklich vor sich hin. »Bald kommt der Abend, und in dieser Stadt gibt es zahlreiche Verstecke, John. Da kann er sich verkriechen, und wir können suchen, bis wir schwarz werden.«

»Ich bin mir nicht einmal so sicher, ob er sich verkriechen will, Harry.«

»Nicht?«

»Nein. Ich glaube kaum, dass Mischke wie ein tumber Zombie durch Leipzig rennen will. Der hat etwas anderes vor. Davon bin ich überzeugt. Es steckt System dahinter. Unser Freund ist nicht grundlos verschwunden, das können Sie mir glauben.«

»Der Schatten?«

»Oder van Akkeren. Beide treiben ein perfides Spiel. Ich weiß nur nicht, in welche Richtung es läuft.«

Harry Stahl schüttelte den Kopf. »Leichentanz in Leipzig«, murmelte er voller Galgenhumor. »Verdammt noch mal, was da nicht alles auf uns zugekommen ist, seit die Grenze nicht mehr existiert.«

»Nicht nur Vorteile, Harry.«

»Leider, John, leider.«

Ich enthielt mich einer Bemerkung. Erfreut war ich nicht, denn wir konnten nichts anderes tun als warten…

***

Plötzlich war die Luft dicker. Sie schien wie ein Schwamm im Zimmer zu stehen. Jeder Laut wurde aufgesaugt. Der Schreck des Erlebten saß tief.

Suko rührte sich nicht, obwohl er soeben etwas Unfassbares erfahren hatte.

Die Tote war zurückgekehrt. Erika Meinhardt stand vor ihrer Nachbarin und begehrte Einlass.

Wahrscheinlich begriff Grete Schulz die Tragweite des Ganzen noch nicht, wie hätte sie sonst so unbeweglich dastehen und die Besucherin anschauen können?

Suko sah die Dinge anders. Er hatte seine Erfahrungen mit den lebenden Toten, den Zombies, gesammelt. Ihn konnte so leicht nichts mehr aus der Bahn werfen, obwohl er zugeben musste, dass er damit auch nicht gerechnet hatte.

Grete Schulz hatte Erika eine Frage gestellt, aber keine Antwort

erhalten. Sie wollte noch etwas hinzufügen, doch der weibliche Zombie drückte die Tür auf.

Obwohl Grete sie festhielt, schob Erika die Tür auf und auch die Frau nach innen.

In ihrer schlichten Kleidung sah sie einfach furchtbar aus. Man konnte Angst vor ihr bekommen. Sie trug ein helles Leichenhemd aus einem sackähnlichen Stoff, der um ihre Figur flatterte. Die Gesichtshaut zeigte eine bleiche Grundfarbe mit einem bläulichen Schimmer darüber, der bis hoch zu den Augen reichte, in denen kein Gefühl mehr zu lesen war, weil sie völlig glanzlos waren. Die Haare auf dem Kopf bildeten einen Wirrwarr, als wären zahlreiche Finger durch sie gefahren.

Sie ging vor. Einen Schritt, den zweiten…

Grete Schulz ging zurück. Sie behielt das Tempo bei, die Distanz änderte sich nicht. Doch sie hatte es jetzt geschafft, sich zu überwinden und eine Frage zu stellen. »Erika - Himmel - du - du bist doch tot. Du bist tot!«, schrie sie. »Ich - ich habe es selbst gesehen, wie man dich umbrachte.«

Es sah so aus, als würde Erika Meinhardt den Kopf schütteln. Das konnte aber auch eine Täuschung sein, so genau hatte der Inspektor das nicht mitbekommen.

Für ihn allerdings stand fest, weshalb Erika wieder in das Haus gekommen war. Sie wollte eine Zeugin aus dem Weg schaffen. Alle Spuren mussten verwischt werden.

Und dann griff sie zu. So schnell, dass selbst Suko überrascht wurde. Die lebende Tote hatte Glück, dass Grete Schulz gegen den Tisch gestoßen war und nicht weiter kam.

Die Totenhände packten sie. Grabkalte Klauen, die sich auf Gretes Schultern legten.

Frau Schulz öffnete den Mund. Ein Schrei wollte ihr nicht über die Lippen.

Und Erika drückte zu. Spielerisch leicht mutete es an, wie sie es schaffte, die ehemalige Nachbarin nach hinten zu pressen und rücklings auf den Tisch zu drücken.

Wenn sie ihren Griff änderte und die Hände um den Hals der Frau legte, war diese in wenigen Sekunden tot. Doch da war noch Suko. Er löste sich schattengleich aus seinem Versteck und hetzte quer durch den Raum.

Eine geweihte Silberkugel hätte das Problem aus der Welt schaffen können, darauf aber verzichtete der Inspektor. Er ging davon aus, dass die Untote mit einem Auftrag gekommen war, geschickt von irgendeiner Person, die hinter ihr stand und die Fäden zog. Diese Person wollte der Inspektor finden.

Vom Tisch her wehte ihm das Röcheln der alten Frau entgegen. Das

Geräusch schnitt durch Sukos Herz, und einen Moment später schlug er beide Hände auf die Schultern der Untoten.

Es war ein wuchtiger Schlag, und er drückte seine Finger vor wie kleine Zangen.

Die Untote bäumte sich auf, als Suko es schaffte, sie in die Höhe zu zerren. Weit stand ihr Maul offen. Suko zerrte sie mit einer gewaltigen Kraftanstrengung zurück, und die Klauen des Zombies rutschten plötzlich ab. Grete Schulz war frei.

Suko wirbelte herum, und er riss dieses lebende Monster mit. Dann ließ er Erika los.

Die Fliehkraft packte sie und schleuderte sie dorthin, wo Suko es hatte haben wollen.

Direkt gegen die Wand neben der Tür, wo ein Landschaftsbild hing. Es zeigte ein Motiv der Mecklenburger Seenplatte, war unter Glas, das durch den Aufprall zerbrach, die Splitter zu Boden regnen ließ oder dafür sorgte, dass sich Reste im Totenhemd der Person festhakten.

Erledigt war sie nicht, sie kam wieder hoch. Das Gesicht leblos, der Wille zu töten war nach wie vor da, aber Suko ließ sie kommen und erwartete sie breitbeinig.

Hinter ihm regte sich Grete Schulz. Sie rollte sich herum. Suko hörte sie weinen, konnte sich aber nicht um sie kümmern. Wie an einem Rettungsanker klammerte sich Frau Schulz an der Tischkante fest, wobei sie es schaffte, dass der Tisch nicht einmal rutschte.

Suko hörte sie weinen und gleichzeitig flüstern, konnte aber nicht verstehen, was sie sagte.

Er wartete ab.

Erika griff ihn an.

Plötzlich fiel sie nach vorn, die Arme ausgestreckt, eine übliche Angriffshaltung, was die Zombies anging. Da gab es keine Variationen, das war einfach so.

Suko fegte sie mit einem Schlag zurück. Diesmal fiel sie gegen die Türkante, wo sie zusammensackte und mit einer ungeschickten Bewegung die Tür weiter aufstieß. Jetzt hätte sie in das Treppenhaus laufen und verschwinden können, das wiederum tat sie nicht.

Erika blieb liegen…

Suko drehte sich um, weil er ein schleifendes Geräusch gehörte hatte.

Seine Augen weiteten sich. Er wollte Grete Schulz stoppen, doch es war schon zu spät. Die Frau hatte eine Schublade aufgerissen und ein langes Messer hervorgeholt. Mit einem irren Ausdruck in den Augen rannte sie durch die Küche der Tür entgegen.

»Ich bring dich um!«

Sie stürzte sich auf die schon Tote, die trotzdem noch lebte, und stieß die Klinge in den Körper.

Dann sprang sie zurück, streckte den Arm aus und brüllte mit

überkippender Stimme: »So, so, so! Da hast du es! Da hast du es…«
Die Untote saß starr. Sie tat nichts, nur den Kopf hob sie leicht an, bevor sie ihren Arm ausstreckte und den Griff umfasste. Dann zerrte sie mit einem Ruck die Klinge wieder aus dem Körper hervor.
Ein dünner Blutstrom folgte und benetzte das helle Totenhemd, aber der weibliche Zombie war nicht endgültig erledigt, das wusste Suko, im Gegensatz zu Grete Schulz, die es nicht fassen konnte, dass diese Person einfach nicht sterben konnte.
»Was ist das?«, keuchte sie.
»So kann man einen Zombie nicht töten. Man braucht andere Waffen.«
»Haben Sie die?«
»Ja.«
»Dann töten Sie…«
»Nein, Frau Schulz, nein. Diese Person kann wichtig sein, sehr wichtig für den Fall. Ich will sehen, wo sie hingeht. Ich muss hinter ihr her, verstehen Sie?«
»Ja, aber - nein - ich verstehe nicht.«
»Ich muss einfach wissen, Frau Schulz, wer genau hinter ihr steht. Die handelt nicht aus eigenem Antrieb. Die ist geschickt worden. Haben Sie verstanden?«
Suko erhielt keine Antwort. Es hatte auch keinen Sinn, sich damit zu belasten. Für einen normalen Menschen war so etwas einfach unbegreiflich. Nur besaß Erika jetzt eine Waffe, was dem Inspektor überhaupt nicht gefiel.
Er beobachtete die Person scharf und schaute zu, wie sie sich bewegte. Für eine lebende Leiche war es typisch.
Nicht schnell und fließend, sehr schwerfällig und wie unter einem Druck stehend, als würde jemand sie an Armen und Beinen festhalten.
Erika kam wieder hoch. Sie stand praktisch auf der Türschwelle und glotzte in den Raum.
Mit einem Arm drückte Suko Grete Schulz zurück. »Bleiben Sie immer hinter mir.«
»Aber die hat jetzt ein Messer.«
»Ich weiß.«
»Sie müssen…«
Suko ging auf die lebende Leiche zu, und Frau Schulz schwieg. Sie fuhr mit beiden Händen durch ihr Gesicht, auf ihren Lippen glänzte der feuchte Speichel. Dass sie hier in ihrer Wohnung Schreckliches erlebte, stand fest, aber sie wollte nicht länger darüber nachdenken.
Erika hob ihren rechten Arm. Die Spitze des Messers war auf den Inspektor gerichtet, der sich daraus nichts machte.
Dann stieß sie zu.
Das hatte auch Grete Schulz gesehen, deshalb schrie sie auf. Sie

rechnete damit, dass die Klinge in den Leib des Mannes fahren würde, aber Suko konnte über diesen Angriff nur lächeln. Er war nicht schnell genug ausgeführt worden.

Mit einer leichten Drehung wich er aus, die Klinge verfehlte ihn und Erika wurde von der Wucht des Schwungs nach vorn getragen. Wäre sie ein normaler Mensch gewesen, hätte sie den harten Klammergriff gespürt, mit dem Suko ihr Handgelenk gepackt hielt.

Beide Hände umklammerten es, und er bog den Arm ruckartig und heftig zur Seite.

Grete Schulz und er hörten das Geräusch, als der Arm oberhalb der Hand brach, aber aus dem Maul der lebenden Leiche drang kein einziger Laut. Erika verspürte keine Schmerzen mehr. Sie war gewissermaßen jenseits von Gut und Böse.

Suko konnte das Messer an sich bringen, schleuderte es weg und Erika zurück, die über die Schwelle bis in den Flur taumelte und noch weiter zurückging. Dann prallte sie gegen das Geländer.

Plötzlich warf sie ihren Körper zurück. Sie riss dabei die Arme in die Höhe. Suko wollte sie noch auffangen, schaffte es aber nicht mehr. Erika Meinhardt fiel in den Treppenschacht.

Suko schaute ihr nach.

Er war ziemlich breit, ein menschlicher Körper passte schon dazwischen, auch wenn er hin und wieder gegen das Geländer schlug, aus der ursprünglichen Fallrichtung gebracht, aber nie gestoppt wurde, sondern tiefer fiel.

Dann prallte er auf.

Eine Etage lag dazwischen. Frau Schulz tauchte neben Suko auf. Der drückte sie wieder in die Wohnung zurück.

»Da bleiben Sie jetzt!«

»Und Sie?«

»Ich werde ihr folgen!«

Bevor Frau Schulz noch eine Antwort geben konnte, hatte sich Suko schon auf den Weg gemacht und ließ die Treppenstufen mit gewaltigen Sprüngen hinter sich…

***

Der weibliche Zombie war auf den Kopf gefallen und ebenfalls auf die Schulter. Es machte ihm ebenso wenig aus wie der Stich mit dem langen Küchenmesser. Solange es keine speziellen Waffen waren, war dieses Wesen nicht endgültig umzubringen.

Nach dem Aufprall kroch Erika ein Stück zur Seite und stand anschließend mit unsicheren Bewegungen auf, stolperte nach vorn, prallte gegen eine Wohnungstür und von dort aus zurück.

Das sah auch Suko, der die Stufen sehr schnell hinabgeeilt war und auf der Drittletzten wartete.

Sie schauten sich an. Suko zumindest ahnte, dass auch die Untote über ihn Bescheid wusste. Vielleicht spürte sie, dass er gewisse Waffen bei sich trug, und sie riskierte es deshalb nicht, ihn anzugreifen.

Dem Inspektor wiederum war es sehr recht. Denn dieses Wesen sollte ihn auf die Spur eines van Akkeren bringen.

Er ging davon aus, dass beide in einem Zusammenhang standen. Van Akkeren, der Schatten und dieser weibliche Zombie.

Grete Schulz hielt sich glücklicherweise zurück. So brachte sie sich nicht selbst in Gefahr.

Und es erschienen auch keine neugierigen Hausbewohner. Das war sehr wichtig. Vielleicht wohnte hier niemand mehr, möglicherweise traute sich auch niemand aus seiner Wohnung.

Der Zombie blieb dicht an der Wand, als er sich mit schleichenden Schritten auf den Ausgang zu bewegte. Das Leichenhemd zeigte breite Schmutzstreifen, der Mund stand offen. Hin und wieder drangen blubbernde Geräusche über die Lippen.

Erika Meinhardt war sicherlich einmal eine sehr schöne junge Frau gewesen, die keine Mühe gehabt hatte, Männer um den Finger zu wickeln. Nun war davon nichts mehr zu sehen. Was sich da im Hausflur bewegte, war nur noch ein Schatten davon, ein gespenstisches Zerrbild, das durch das Halbdunkel taumelte.

Draußen war die Nacht noch nicht hereingebrochen. Aber die Sonne des Tages hatte sich zurückgezogen, zudem mischten sich Wolkendecken in den Dunst. Das Licht nahm einen bleigrauen Farbton an, nicht nur im Industriegebiet, auch hier über der Altstadt.

Suko ließ das Wesen in Ruhe. Er bewegte sich erst, als es mit einer tapsig wirkenden Bewegung seine Hand auf die Klinke legte und sie nach unten drückte.

Eine Stufe ging der Inspektor weiter. Er hoffte stark, dass sich niemand auf der Gasse blicken ließ, der dieser lebenden Leiche in die Arme lief. Ein Zombie tötete grundlos, er wollte nur vernichten, etwas anderes hatte sich in seinem Hirn nicht festgesetzt.

Der graue Lichtstreifen fiel von außen in den Flur und zeichnete auf dem Boden ein zerfließendes Muster. Wie von Händen vorgeschoben, quälte sich der Untote über die Schwelle, blieb stehen und bewegte den Kopf in verschiedenen Richtungen, weil er nachschauen wollte, ob die Luft rein war.

Suko hörte keine Schritte, auf der Gasse war es ruhig, was ihm Hoffnung gab.

Mit einem geschmeidigen Sprung hatte er auch die letzte Stufe hinter sich gelassen und kaum den Boden des Flurs berührt, als er über sich das scharfe Zischen vernahm, eingepackt in eine Frage.

»Ist sie jetzt draußen?«

»Ja, Frau Schulz. Bleiben Sie um Himmels willen oben. Machen Sie

keinen Unsinn.«
»Ja, ja, mache ich…«
Erika Meinhardt hatte sich durch den Türspalt geschoben. Suko sah, dass sie nach links wegging, nicht einmal unsicher. Bestimmt hatte sie ein Ziel.
Er musste an die alten Gewölbe denken, von denen ihm Frau Schulz berichtet hatte. Die eignen sich für Wesen wie Erika als hervorragendes Versteck, aber auch van Akkeren konnte sich dort verbergen, um nicht entdeckt zu werden.
Als Suko die Tür erreichte, hörte er die schleifenden Schritte der Untoten nahe der Hauswand. Sie wühlte den Staub hoch, stolperte durch Löcher oder über Steine, aber es gab nichts, das ihren Gang hätte stoppen können.
Suko blieb noch in Deckung der Tür. Seinen Kopf hatte er nach links gedreht und schaute auf den schwankenden Rücken der Untoten. Erika machte ihm nicht den Eindruck, als wüsste sie nicht, wohin sie laufen wollte. Sie stolperte weiter zielstrebig ihren Weg.
Leider war die Gasse nicht leer.
Zwar hielten sich die Menschen nicht in der unmittelbaren Nähe auf, sie bewegten sich auf der anderen Seite, aber sie hatten das Wesen schon entdeckt.
Zwei Frauen blieben stehen. Eine hielt noch ihren alten Putzeimer in der Hand. Aus großen Augen verfolgten sie und die Nachbarin den Weg der Untoten.
Erika ging weiter.
Natürlich wurde sie erkannt, und natürlich wusste man in der Straße über sie Bescheid.
Nur sprach man sie nicht an.
Die beiden Frauen und auch der junge Mann, der ihr entgegenkam, sagten nichts. Der Mann schlug einen Bogen, dann rannte er weg, als wäre der Teufel persönlich hinter ihm her. Keuchend und mit einem irren Blick in den Augen huschte er an Suko vorbei.
Als seine Schritte verhallt waren, war auch die Untote verschwunden. Suko hatte für einen Moment nicht aufgepasst. Der Körper schien von einer alten Fassade verschluckt worden zu sein, was natürlich nicht stimmte, denn sehr bald schon entdeckte Suko die Lücke zwischen zwei Häusern, so etwas wie eine schmale Einfahrt, in der er nicht einmal die Arme ausstrecken konnte.
Er schaute hinein. Erika hatte sie bereits hinter sich gelassen. Ihre Füße hatten dabei eine Spur durch den Abfall gezogen, der die Einfahrt wie ein Teppich bedeckte.
Aus dem Hof dahinter hörte er ein Scheppern und einen leisen, erstickt klingenden Ruf.
Das Blut schoss in seinen Kopf, als er losrannte. Suko befürchtete

Schlimmes. Ohne Rücksicht auf Verluste rannte er durch den Unrat, bevor ihm am Ende des schmalen Durchlasses eine Gestalt über den Weg taumelte, deren Gesicht von Angst gezeichnet war. Ein junger Mann torkelte ihm in den Weg. Er trug einen blauen Arbeitsanzug. Seine Hände waren beschmiert mit Öl und Fett.

Er wollte reden, konnte es aber nicht und stotterte sich was zurecht.

»Weg mit dir!«, flüsterte Suko. »Hau ab…!«

Er nickte nur.

Suko erreichte einen Hinterhof, blieb stehen, schüttelte den Kopf und konnte es nicht fassen.

Hier sah es aus wie nach einem Bombenangriff oder wie nach dem Krieg. Die Außenfassaden der Häuser hatten noch gestanden, auch wenn sie ziemlich mitgenommen aussahen, aber hier im Hof herrschte das reine Chaos. Da waren die Rückfronten eingebrochen. Von manchen Mauern standen nur noch Fragmente, sie sahen aus wie steinerne Skelette. Da ragten rostige Stahlträger wie starre Arme in die Gegend. Durch einige Trümmerhaufen hatten sich die Bewohner einen Weg gebahnt, um bequem an ihre Kellertüren zu gelangen.

Es war furchtbar…

Ein rostiges Motorrad der sehr alten Sorte entdeckte Suko, ebenso zwei Karren, alte Waschbecken, auch eine Waschmaschine, die noch durch Wasserkraft angetrieben wurde, aber von Erika Meinhardt sah er nichts mehr.

Dafür kam eine Frau auf ihn zu. Sie hatte eine Hintertür verlassen und trug eine Wäscheleine um die Schulter gewickelt. Ihrem Blick entnahm Suko, dass sie die Untote gesehen haben musste. Suko fragte sie, und seine Stimme erschreckte die Frau ebenso wie sein Aussehen.

»Wie - was meinen Sie denn?«

»Ich will nur wissen, ob Sie die Frau gesehen haben.«

»Erika?«

»So ist es.«

Sie hatte bereits den Arm ausgestreckt und ließ ihn jetzt wieder sinken. »Tot!«, flüsterte sie. »Es war eine Tote, nicht?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Man hat gesagt, sie wäre tot.«

»Nein«, wiegelte Suko ab. »Ein Irrtum. Ich möchte von Ihnen nur wissen, ob Sie Erika Meinhardt gesehen haben.«

»Ja, das habe ich.«

»Wunderbar - und wo?«

»Sie kam hier in den Hof. Aber jetzt ist sie weg, einfach verschwunden, glaube ich.«

»Sie kann sich nicht in Luft aufgelöst haben.«

Die Frau ging vor und an Suko vorbei. Dann hob sie den Arm. »Sie müssen mal dort hinten schauen, Mister. Da ist sie hingegangen und

verschwand in der Erde.«

»Wie das?«

»Der Einstieg. Man kommt von hier aus in die alten Bunker. Die sind noch vom Krieg.«

»Danke, Sie haben mir sehr geholfen.« Suko ließ die Bewohnerin stehen und wandte sich der Stelle zu, wo Erika Meinhardt verschwunden sein musste.

Er tauchte zwischen den Unrat und die aufgehäuften Steine. Sehr schnell hatte er den Einstieg entdeckt. Ein runder Deckel zeichnete sich im Boden ab, vergleichbar mit einem Gully, nur war dieser doppelt so groß.

Suko hob ihn an. Er musste Kraft aufwenden, schaffte es aber und schaute gegen einen sehr breiten Einstieg. Eine alte Treppe führte in die Tiefe, keine Steigleitern.

Der muffige Geruch einer alten Kanalisation drang ihm entgegen. Dort unten befand sich ein Paradies für Spinnen und Ratten. Da konnten sich lebende Leichen wie zu Hause fühlen.

Das war nicht die Welt des Inspektors. Doch leider blieb ihm keine andere Wahl.

Er wusste hinunter, und er machte sich auf den Weg in die Leipziger Unterwelt…

***

Die Fahndung lief, und wir saßen wie auf den berühmten heißen Kohlen in Kommissar Stahls Büro.

Jetzt rauchte auch ich. Mary hatte uns mit frischem Kaffee versorgt. Sie machte den Eindruck einer Frau, die sich über den Besuch freute, denn endlich hatte sie etwas Abwechslung in ihrem tristen Büroeinerlei.

Harry Stahl war nervös. Mindestens dreimal pro Viertelstunde telefonierte er. Sein Gesicht wurde nach jedem Gespräch länger, wenn er den Hörer auflegte.

»Wieder nichts.« Er schaute mich mit einem Blick an, als wäre ich der Schuldige.

»Wie gut oder schlecht sind Ihre Methoden, Harry?«

»Ich habe keinen Vergleich, aber Sie arbeiten sicherlich effektiver.«

»Kann sein.«

Stahl bewegte den Mund, ohne etwas zu sagen. »Es ist verdammt hart«, flüsterte er. »Ein Hammer, kann ich Ihnen sagen. Ich bin froh, wenn sich bei uns auch etwas tut. Organisationsmäßig, meine ich.«

»Kann ich mir denken.«

Wir warteten weiter. Harry hatte sein graues Haar mittlerweile zerwühlt. Er sah aus, als sei ihm der Fön explodiert. Die Fahndung war besonders auf die Altstadt konzentriert, denn dort gab es die

besten Verstecke, wie mir der Kommissar versichert hatte.

»Wenn sich jemand verbergen und so schnell nicht entdeckt werden will, dann dort«, wiederholte er und schaute mich starr an, als wollte er meine Zustimmung erhalten.

Ich verzog die Lippen zu einem Lächeln. »Es sieht doch so aus, Harry: Mischke handelt nicht aus eigenem Antrieb. Hinter ihm steht eine mächtige Kraft.«

»Der Schatten und van Akkeren.«

»Genau. Wobei ich allerdings nicht genau weiß, wer mächtiger ist. Jedenfalls darf der Schatten nicht unterschätzt werden, denn er schafft es, normale Menschen in lebende Leichen, in Zombies, zu verwandeln. Das muss man sich mal vorstellen.«

Kommissar Stahl nickte. »Ja, John, das stelle ich mir auch vor. Wenn ich daran denke, dass er sich nicht mit einem oder zwei lebenden Leichen begnügt, dann könnte er es schaffen, halb Leipzig in Zombies zu verwandeln.«

»Das ist gut möglich.«

Harry Stahl winkte ab. »Hören Sie auf, John, ich drehe sonst noch durch.«

»Wir müssen es realistisch sehen.«

Er nickte, schielte wieder auf den Apparat und fragte mich: »Haben Sie schon Erfahrungen mit massenhaft auftretenden Zombies gehabt, John?«

»Sicher.«

»Und?«

»Wissen Sie, das sind Dinge, die möchte ich lieber vergessen.«

Stahl rieb über seinen Kopf. »Meine Güte, wenn mir das jemand vor einer Woche gesagt hätte, ich hätte ihn für verrückt gehalten und aus dem Fenster geworfen.«

Ich hob die Schultern. »Nicht dass ich mich bereits daran gewöhnt hätte, aber ich sehe die Fälle abgeklärter.«

»Das kommt automatisch.« Stahl brummte etwas vor sich hin und schnippte zwei Fliegen weg, die sich seinen Schreibtisch als Landebahn ausgesucht hatten.

Und dann meldete sich das Telefon. Es war wie überall auf der Welt, auch hier schnappte der Kommissar nach dem Hörer, hatte sich kaum gemeldet, als er, wie von einer Heftzwecke gepiekt, in die Höhe schnellte. »Und das stimmt?«, rief er.

Er bekam die Antwort sofort, schmetterte den Hörer zurück und griff nach seiner Jacke. »Kommen Sie, John, wir haben ihn.«

»Wo?«

Er blieb stehen, zog seine Jacke über. »Wie ich es gesagt habe. In der Altstadt.«

»Die ist groß…«

»Ich weiß. Es ist ein exponierter Ort. Nicht weit von der Thomaskirche entfernt.«

»Wie lange brauchen wir?«

»Wenn wir fliegen, ist es kürzer. Leider können wir das nicht.«

Humor hatte der deutsche Kollege, das musste man ihm lassen. Wir jagten wie die Sprinter durch die Gänge und wollten meinen Wagen nehmen. Der Kommissar fuhr.

»Jetzt geht es los!«, flüsterte er scharf, als er den Motor startete. »Jetzt kommen wir zur Sache…«

Ich widersprach ihm nicht, denn ich wollte ihm seinen Optimismus nicht nehmen. Er hatte bisher mit schwarzmagischen Mächten noch nichts zu tun gehabt. Ich hoffte für ihn, dass er sich vernünftig verhielt und nicht durchdrehte…

***

Suko wusste nicht, wann zum letzten Mal ein Mensch diese Welt betreten hatte. Es musste lange hergewesen sein, denn Spuren entdeckte der Inspektor keine.

Die Gänge und Stollen waren auch nicht frei. An vielen Stellen hatte die Decke dem lastenden Druck nicht standgehalten und war eingestürzt. Und wenn die Mauern gehalten hatten, so standen sie als schiefe Gebilde in der feuchtmuffigen Finsternis.

Es gab nur den einen Weg. Suko traute sich nicht, die Lampe einzuschalten. Er tastete sich durch die Dunkelheit, musste mehr als einmal den Kopf einziehen, um sich nicht zu verletzen. Der Boden bestand aus einer Aneinanderreihung von Unebenheiten und gefährlichen Stolperfallen. Immer wenn Suko ging, hob er das Bein ziemlich hoch an. Geräusche begleiteten ihn.

Tropfen und Fließen von Wasser. Nicht in seiner Umgebung. Nicht weit entfernt musste ein Kanal vorbeirauschen. Dieses Terrain war ideal für Ratten.

Gesehen hatte Suko die Biester noch nicht, dafür gehört. Er konnte das für sie typische Trappeln und Quieken genau identifizieren. Die Tiere fanden hier alles, was sie wollten. Nahrung ebenso wie Verstecke.

Dann lief er gegen eine Mauer.

Suko wäre hart dagegengeprallt, aber er hatte sie im letzten Augenblick geahnt. Ein Gefühl warnte ihn, so blieb er stehen und streifte nur daran entlang.

Zum ersten Mal setzte er die Lampe ein, auch wenn er damit ein Risiko einging.

Vor ihm zeichnete der Strahl einen Punkt auf die Mauer. Links ging es weiter.

Suko leuchtete in die drückende Finsternis und hatte den Eindruck,

am Beginn einer unterirdischen Straße zu stehen, die irgendwann einmal mit Pflastersteinen belegt worden war. Der Weg führte noch tiefer, die Schräge war zu erkennen, auch die weite Linkskurve und die ebenfalls halbrunde Gewölbedecke über dieser ungewöhnlichen Fahrbahn.

Suko interessierte nicht der Grund, weshalb jemand die Straße anlegte, für ihn war wichtig, dass sie vorhanden war, auch wenn er vorsichtig sein musste, denn die Steine zeigten einen feuchten Schimmer. Sie waren glatt und ein Ausrutschen leicht möglich.

Auch der weibliche Zombie musste den Weg genommen haben. Suko konnte sich keine andere Möglichkeit vorstellen. Er senkte den scharf gebündelten Lampenstrahl und ließ ihn über den Schmier hinwegwandern, wobei ihm auch die Abdrücke auffielen, die Erika Meinhardt zwangsläufig hinterlassen hatte.

Das war ideal.

Suko folgte den Spuren. Er wusste plötzlich, dass ihn dieser Weg direkt bis ans Ziel führte. Leider war ihm nicht bekannt, wer oder was ihn dort erwartete.

Da er genug gesehen hatte, löschte er die Lampe. Im Dunkeln tastete er sich voran.

Schritt für Schritt über den glitschigen Boden. Mit dem Rücken schleifte er an der Steinwand entlang und hinterließ ein rau klingendes Geräusch. Die Tritte setzte er so leise wie möglich. Nur einmal zuckte er zusammen, als ein von oben fallender Wassertropfen seinen ungeschützten Nacken traf.

Plötzlich blieb er stehen!

Suko wusste den Grund selbst nicht, aber da war etwas, das ihn gewarnt hatte.

Seine Augen bewegten sich nicht. Auch den Körper hielt er unter Kontrolle. Er stand steif da wie eine Bohnenstange.

Was war da?

Er wollte die Arme heben und die Lampe einschalten, da hörte er das Rascheln.

Für einen schnellen Sprung zurück war es zu spät. Die eisige Totenhand umschloss sein Gelenk, sie drückte zu.

Suko dachte sofort an den Zombie.

Diesmal warf er sich zurück und gleichzeitig zur Seite. Er zerrte die lebende Leiche mit, die sich wieder in den Besitz der Waffe gebracht hatte. Durch die rasche Bewegung aber traf sie nicht mit dem Messer. Suko hörte genau, wie die Klinge an der Wand entlangrutschte.

Er kämpfte.

Sein rechter Fuß rammte in die Höhe. An der Fußspitze spürte er den weichen Widerstand, dann trat er noch einige Male zu, und dies innerhalb von Sekundenschnelle.

Er hielt die lebende Leiche auf Distanz und schleuderte sie herum, der anderen Stollenwand entgegen.

Durch den Schwung verlor die Leiche ihre Gefährlichkeit. Suko hörte den Aufprall wie Musik in seinen Ohren.

Plötzlich war auch der harte Griff verschwunden.

Diesmal schaltete der Inspektor die Lampe an. Die lebende Leiche lag am Boden, kroch aber wieder hoch, stierte Suko aus ihren leichenblassen Totengesicht an und bewegte sich auf eine alte Holztür zu, die offen stand.

War das das Ziel?

Suko überlegte, ob er schießen sollte. Er zog die Dämonenpeitsche hervor, schlug den Kreis und schaute zu, wie die drei Riemen herausrutschten.

Die Untote hatte es eilig. Sie stolperte auf die Tür zu und drückte sie weiter auf.

Suko blieb ihr auf den Fersen. Er stolperte über die Schwelle, hinein in einen Raum, der vom bleichen Licht zahlreicher Kerzen erhellt war und auf ihn den Eindruck einer Opferstätte machte.

Zwischen den Kerzenreihen befand sich ein Gang, wo ein Holzdeckel lag, der die Form eines Sargs hatte.

Der Zombie stolperte darauf zu, erreichte ihn aber nicht, sondern drehte sich um - und stieß zu.

Suko schlug mit der Peitsche.

Ein Reflex, ausgelöst durch den schnellen Stich, der nicht traf, weil Suko zu weit entfernt war.

Aber die drei Riemen fächerten auseinander, und sie erwischten die lebende Leiche.

Bisher hatte Erika Meinhardt Glück gehabt. Das war nun vorbei.

Sehr fest hieben die drei Riemen zu und trafen sie am Kopf und an der Schulter.

Tief schnitten sie in die Haut, hinterließen auf dem Gesicht einen dicken, dunklen Streifen, fetzten die Haut an der Schulter auf, dann kippte die lebende Tote nach hinten, blieb auf dem Rücken liegen und rührte sich nicht mehr.

Erika Meinhardt war endgültig tot!

Suko atmete tief durch - und hörte hinter sich die flüsternde Stimme. »Gut gemacht, mein Freund!«

Van Akkeren war das!

Mehr bekam Suko nicht mit, denn der plötzliche Schlag riss ihn brutal um.

Sekunden später lag er vor van Akkerens Füßen, der ihm entgegennickte und flüsterte: »Du bist der Erste, mein Freund…«

***

Es war zwar noch nicht dunkel, aber auf dem großen Platz vor der weltberühmten Thomaskirche leuchteten die Laternen und Scheinwerfer, die nicht nur die Kirche anstrahlten, denn auch die umliegenden Gebäude waren von einem gewissen Interesse, besonders für zahlreiche Touristen, die den Platz bevölkerten und wie Schattengestalten innerhalb der Blitzlichtgewitter ihrer Fotoapparate standen.

Wir hatten am Rand des Platzes angehalten, kamen uns ziemlich verloren vor, und dem Kommissar fiel mein besorgter Blick auf.

»Was haben Sie, John?«

Ich kniff die Augen zu, weil mich ein Blitz blendete. Die Leute knipsten wie die Verrückten.

»Mischke macht mir schwere Sorgen. Er findet hier genügend Opfer. Außerdem ist mir gerade eingefallen, dass Grete Schulz nicht einmal weit von hier entfernt wohnt.«

»Es sind nur ein paar Ecken.«

Der Kommissar hielt nach seinen Fahndern Ausschau. Sie mussten irgendwo stecken. Mir hatte er erklärt, dass sie als Zivilisten nicht auffielen. Ein Mann im hellen Anzug kam auf uns zu.

»Endlich, Kommissar, endlich.« Der Mann hieß Seguro, wie ich hörte und hatte pechschwarzes Haar, das quer über seinen Schädel gekämmt worden war.

»Haben Sie was entdeckt?«

»Nein, aber…«

»Was heißt das - nein?«

»Mischke ist jedenfalls nicht mehr hier auf dem Platz, wo er gesehen wurde.«

»Weiter, Mann, weiter!«, drängte Stahl.

»Tut mir Leid…«

»In der Kirche ist er wohl nicht«, sagte ich. »Und auch die Menschen hier sind nicht mehr in Gefahr. Das ist schon etwas wert.« Ich lächelte Stahl zu.

»Meine Güte, John, Sie haben Nerven…«

»Die braucht man auch.« Ich wandte mich an Seguro. »Haben Sie nicht gesehen, in welche Richtung er verschwunden ist?«

»Das schon.« Der Mann drehte sich um und deutete auf eine angeleuchtete Hausfront, die im Licht der Scheinwerfer bläulich schimmerte.

Die Fassaden waren alt, aber gut erhalten. In manchen Teilen der Messestadt war etwas getan worden, um auch Touristen anzulocken. Es gab in der Nähe zahlreiche Lokale, die allesamt gut frequentiert waren.

»Steckt er in einem der Häuser?«

»Weiß ich nicht, da gibt es auch Durchgänge.«

»Hat ihn denn keiner verfolgt?«, fragte Harry Stahl.
»Doch, Brinkmann ist hinter ihm her.«
»Gut. Dann warten Sie hier.«
»Wer ist Brinkmann?«, fragte ich.
»Ein Kollege von der Volkspolizei. Ziemlich ehrgeiziger Bursche.« Stahl schüttelte den Kopf.
»Hoffentlich macht der keinen Fehler und läuft in die Falle.«
Die Besucher schauten uns überrascht an, weil wir es so eilig hatten. Sie waren gekommen, um sich zu amüsieren. Bei uns sah das alles ganz anders aus.
Durch das Licht und vor der bläulich angestrahlten Hausfront trieben Wolken hoch. Ob es nun Nebel war oder Dreck, ließ sich so leicht nicht feststellen.
»In Leipzig ist überall was los«, berichtete der Kommissar. »Ob an der Nicolaikirche oder hier, aber auch auf dem Platz vor dem Gewandhaus versammeln sich die Menschen. Das ist der nackte Wahnsinn. Man könnte meinen, dass es hier eine permanente Messe gibt.«
»Es ist eben eine offene Stadt.«
»Ideal für Zombies, nicht?«
»So würde ich das nicht sehen, Harry. Aber Leipzig hat nun eine gewisse Grusel-Tradition, für die auch Goethe und E.T.A. Hoffmann stehen.«
»Da haben Sie Recht.«
An den Arkadengängen der Häuser blieben wir stehen. Die Schaufenster der Geschäfte waren gut gefüllt, hier zeigte man die bessere Seite. Wir blieben dort stehen, wo eine Apotheke ihre Reklame sichtbar ausbreitete. Inzwischen war es dunkel geworden. Über der Stadt lag der Himmel schwarz wie Kohle. Vergeblich hielt ich nach einem Mond oder den Gestirnen Ausschau.
Zwei Frauen aus dem Westen standen in der Nähe. Sie unterhielten sich über ihre Kopfschmerzen und ärgerten sich darüber, dass die Apotheke geschlossen hatte.
»Kommen Sie, John!«
Ich stellte erst jetzt fest, dass mich Harry Stahl allein gelassen hatte. Er war in eine schmale Straße eingetaucht, die durch parkende Westautos noch enger gemacht worden war.
»Ist es hier gewesen?«
»Ich weiß es nicht. Aber wir müssen Brinkmann finden. Er kann nur hier sein.«
Und er war auch in der Nähe.
Aus einem Hauseingang erschien eine Gestalt in Uniform. Der große, tatsächlich noch junge Mann stellte sich uns in den Weg und nickte dem Kommissar zu.
»Endlich, Brinkmann, was ist los gewesen?«

»Ich habe Mischke im Auge behalten.«
»Verdammt, das will ich nicht wissen. Mich interessiert, wo er sich verborgen hält.«
»Schwer zu sagen, Kommissar. Er verkroch sich hier gegenüber. In einem der Häuser hat er seinen Unterschlupf gefunden.«
»Haben Sie das gesehen?«
»Ja, ich sah, wie er durch eine Tür verschwand.«
Stahl schlug gegen seine Stirn. »Meine Güte, Brinkmann, seien Sie doch etwas flotter. Sie sind doch sonst nicht so.«
»Kommissar, darf ich Ihnen mal etwas sagen?«
»Immer.«
»Ich habe Angst. Ich bin einmal nahe an Mischke herangekommen, da sah ich in seine Augen.«
»Und?«
»Der Tod, Kommissar. Darin las ich den Tod!«
»Okay, Sie leben aber.«
»Zum Glück. Ich zog mich nämlich zurück. Es hat sich herumgesprochen, wie gefährlich Mischke ist.«
»Kommen Sie trotzdem mit.« Stahl zerrte den Beamten hinter sich her.
Wir überquerten die Straße, gerieten dabei in Trabbilicht, gingen schneller und erreichten den anderen Gehsteig, auf dem wir stehen blieben und uns umschauten.
Hier zeigten die Fassaden nicht mehr die Schönheit und den alten Glanz wie auf dem Platz vor der Kirche. Es war düster und roch wie überall in der Stadt, und Brinkmann deutete auf eine schmale Tür, die kaum auffiel, weil sie von zwei Pfosten oder Säulen eingerahmt war und zudem noch etwas zurückgesetzt lag.
»Da ist er durch.«
»Das wissen Sie?«
»Ja, ich sah ihn.«
Ich hatte eine Frage. »Was ist das hier?«
Der Kommissar lachte. »Ein Hotel, John.«
»Nein.«
»Doch, nur die Beleuchtung ist hin. Außerdem liegt der Eingang um die Ecke.«
Bevor wir uns auf den Weg machten, rüttelte ich noch an der Klinke und musste feststellen, dass die Tür leider verschlossen war. Das wiederum ärgerte mich.
»Brauchen Sie mich noch, Kommissar?«
Stahl fragte mich. »Brauchen wir ihn, John?«
»Ich glaube nicht. Aber behalten Sie bitte das Haus im Auge, Herr Brinkmann.«
»Natürlich.« Der junge Mann war froh, zurückgelassen zu werden. Er

wischte mit einem Tuch den Schweiß von seiner Stirn, während wir um die Ecke gingen und tatsächlich sehr bald vor einem Hoteleingang standen. Die Beleuchtung funktionierte nicht mehr, nur der erste Buchstabe schimmerte in einem schwachen rötlichen Farbenspiel.

Allerdings brannte im Erdgeschoss Licht. Wegen der geschlossenen Vorhänge drang nur ein schwacher Schein nach draußen.

Dafür war die Tür nicht verschlossen. Wir gelangten in einen Raum, der als Foyer benutzt wurde.

Die alten Teppiche zeigten die Spuren zahlreicher Abdrücke.

Eine Rezeption war ebenfalls vorhanden. Sie glich allerdings mehr einem Pult, das etwas zu breit geraten war. Hinter ihm stand ein Mann. Er hatte bis zu unserem Eintritt geschrieben, nun allerdings schaute er auf.

Kommissar Stahl nickte. »Hören Sie, wir…«

»Es tut mir schrecklich Leid, aber wir haben keine Zimmer mehr frei.«

»Das wollen wir auch nicht.«

Der Mann in seinem abgewetzten, leicht glänzenden schwarzen Jackett sprach sofort weiter. »Wenn Sie etwas essen wollen, werden Sie auch Pech haben, denn sämtliche Tische sind vorbestellt worden…«

»Wir wollen auch nichts essen.«

Richtig aufmerksam wurde der Mann erst, als Harry Stahl ihm seinen Ausweis unter die Nase hielt.

»Wissen Sie nun Bescheid?«

»Was will denn die Polizei bei uns?« Er wischte seine schweißfeuchten Innenflächen am Jackett ab und machte es noch glänzender.

»Es geht uns um einen Mann.«

»Ist er Gast?«

»Das glaube ich nicht.« Stahl gab dem Portier die Beschreibung des Zombies.

»Und der soll hier bei uns sein oder gewesen sein?«, fragte er mit gedehnter Stimme.

»Wir gehen davon aus.«

»Daran müsste ich mich erinnern.«

»Haben Sie sich in den letzten beiden Stunden hier stur an Ihrem Platz aufgehalten?«, wollte Stahl wissen. »Nein, nicht immer.«

»Dann könnte es sein, dass…«

»Ich kontrolliere nicht jeden Gast.« Er lachte. »Diese Zeiten sind ja vorbei, nicht?«

»Stimmt schon.«

Ich trat so nahe an das Pult heran, dass ich meine Hände an den Rand legen konnte. »Dürfen wir uns bei Ihnen umschauen?«

»In den Zimmern?«
»Möglicherweise auch dort. Zunächst wäre das Restaurant interessanter.«
»Da ist kein…«
»Wir wollen uns nicht setzen, nur schauen, wer sich dort aufhält. Kann ja sein, dass…«
»Wie Sie meinen, bitte.«
»Danke sehr.«
Ich ließ Harry Stahl den Vortritt, der sich nach rechts wandte, weil sich dort die mit einem Glaseinsatz versehene Tür des Restaurants abzeichnete.
Die Tür klemmte etwas, als er sie aufdrückte. Warmer Lichtschein umfing uns. Er strömte aus lüsterähnlichen, sehr alten großen Lampen.
Im Raum verteilt standen die Tische. In der Mitte zwei runde, an den Wänden die viereckigen. Wenige Treppenstufen führten an der linken Seite zu einer Tür hoch, hinter der die Küche lag.
Das Publikum war gemischt. Männer und Frauen saßen an den Tischen. Viele kamen aus dem Westen, was man ihrer Kleidung schon ansah. Soweit ich erkennen konnte, wurde jeder satt, denn die Portionen waren mehr als reichlich.
Ein Podium entdeckten wir auch. Dort hatte ein alter Flügel seinen Platz gefunden.
Im Schatten des Podiums stand ein Zweiertisch. Man musste erst tiefer in den Raum hineingehen, um ihn überhaupt erkennen zu können. Ich nahm diesen Tisch im Drehen wahr.
Und da saß er.
Ich hatte ihn nie zuvor gesehen, doch an seiner steifen Haltung erkannte ich, dass nur er es sein konnte. Vor ihm stand ein Glas mit Wasser, das er nicht angerührt hatte. Sein glasiger Blick war nach vorn gerichtet, nur konnte ich nicht erkennen, wohin er schaute. Für meinen Geschmack stierte er ins Leere.
Der Kommissar trat zu mir. »Pech, John. Der wird sich hüten, hier zu hocken.«
»Nein, da ist er.«
»Wo?« Seine Stimme zitterte plötzlich.
Ich zeigte nicht hin, sondern bewegte nur den Kopf. Der Kommissar schaute an mir vorbei und bekam große Augen.
»Ist er das?«, fragte ich.
»Und wie.« Harry war aufgeregt. »Zum Teufel, warum sitzt der hier herum?«
»Vielleicht wartet er auf den Teufel.«
»Doch eher auf van Akkeren.«
Ich hob die Schultern. »Jedenfalls werde ich ihn mir holen, darauf

können Sie sich verlassen.«
»Und was sollen wir tun? Dafür sorgen, dass dieses Lokal evakuiert wird? Sofort und…«
»Nein, nur kein Aufsehen. Wenn ich erst einmal bei ihm bin, sind die anderen nicht in Gefahr. Da habe ich ihn unter Kontrolle.«
»Und was mache ich?«
»Sich einfach zurückhalten, Harry.«
Er hielt mich fest. »John, das ist doch Wahnsinn! Ein lebender Toter ist gefährlich, wie du mir gesagt hast. Du bist allein.«
Ich zwinkerte ihm zu und lächelte, als ich mich in Bewegung setzte und dabei völlig unbefangen und so normal wie möglich auf den Zweiertisch zuschlenderte.
Dass er kein normaler Mensch war, bekam ich sehr bald bestätigt. Ein jeder hätte aufgeschaut, wenn sich ein Fremder seinem Platz nähert. Nicht so dieses Wesen.
In seiner starren Haltung blieb der Zombie hocken, als würde er auf ein bestimmtes Ereignis warten.
Seine Hände sah ich nicht. Er hatte die Arme angewinkelt und die Hände auf die Oberschenkel gelegt. Der zweite Stuhl stand ihm genau gegenüber.
Ich umfasste die Lehne und zog ihn zu mir heran. Auch als ich mich hinsetzte, rührte sich die lebende Leiche nicht. Ich schüttelte leicht den Kopf, als ich über das Ungewöhnliche und schon Perverse dieser Situation nachdachte.
Umgeben von sich unterhaltenden und dabei essenden und trinkenden Gästen hockte ich inmitten eines Lokals zusammen mit einer lebenden Leiche an einem Tisch. Das hatte ich auch noch nicht erlebt. Ein Kellner wollte kommen, wurde von Harry Stahl jedoch zurückgehalten.
Ich fand diese Reaktion in Ordnung.
Mischke schaute an mir vorbei. Sein Blick war tatsächlich stumpf und glasig. Er erinnerte mich auch an einen Schüler, der im Unterricht das Null-Bock-Gesicht aufgesetzt hatte.
Für mich stand fest, dass der Untote auf etwas wartete. Möglicherweise auf ein bestimmtes Ereignis oder auf eine Person, mit der er sich treffen wolle.
Das konnte in den nächsten Minuten erfolgen, aber auch lange dauern. Da saß ich in der Zwickmühle.
Sollte ich ihn umbringen? Es war die einzige Möglichkeit, ihn zu stoppen.
Um mich herum lief der Betrieb weiter. Harry Stahl hielt sich in der Nähe des Podiums auf, der dunkle Flügel schützte ihn vor neugierigen Blicken.
Eine gewisse Spannung erfasste mich.

Der Zombie tat nichts. Er rührte das Wasser nicht an, er bewegte sich nicht.

Aber er roch…

Über den Tisch strömte mir ein unangenehm riechendes Aroma entgegen. Ein Gestank, wie man ihn bei Menschen nicht feststellen konnte. Eine Mischung aus Tod, Leichengeruch und Verfaultem.

Dann öffnete er den Mund. Sein Kopf bewegte sich ein wenig, der Blick war auf mich gerichtet.

Ich zögerte nicht länger, denn ich musste ihn irgendwann aus der Reservelocken.

Das wollte ich mit dem Kreuz!

Wurde ein Zombie von ihm berührt, starb er. Er zerzischte förmlich. So weit wollte ich es doch nicht kommen lassen. Das Kreuz hing noch vor meiner Brust. Ich lupfte die Silberkette hinten am Hals an, zog den Talisman vorsichtig höher und deckte ihn mit der Handfläche ab, als er frei lag, denn mein Gegenüber sollte ihn erst so spät wie möglich erkennen können.

Er beachtete die Hand nicht, die ich zur Faust geballt hatte und auf den Tisch mit der weißen Decke legte.

Nach genau fünf Sekunden öffnete ich die Faust. Das Kreuz lag frei - und wurde von Mischke gesehen.

Obwohl er mich nicht verstand, musste ich die Frage einfach stellen.

»Wie gefällt dir das, Zombie…?«

***

Die lebende Leiche rührte sich nicht. Bestimmt hatte sie das Kreuz gesehen, sie musste die Kraft spüren, die von meinem Talisman ausging, aber sie tat nichts.

Das wiederum wunderte mich.

Beobachtet wurden wir höchstens von Harry Stahl, was auch richtig war, die anderen Gäste zeigten für uns keinerlei Interesse, und so hob ich die Hand langsam an, natürlich auch das Kreuz, kantete es und hielt es ihm vor.

Da zuckte der Zombie zurück. Mit einem Mal spürte er die Gefahr, die von dem Silberkreuz ausging. Sie erwischte ihn mit einer nahezu unheimlichen Wucht, ohne ihn allerdings zerstören zu können. Er stemmte sich nur hoch, ich drückte den Arm weiter vor und sah, wie er die Hand bewegte und sie langsam zu seinem Gesicht hoch führte, dessen Blässe verschwunden war.

Es hatte plötzlich einen rötlichen Ausdruck angenommen, einen starken, für mich unerklärlichen Farbschimmer, der sich bis zum Hals hin ausbreitete.

Dann würgte er. Aber nicht, weil sich seine Hände um den Hals gelegt hatten, es war der Anblick, der ihn wie ein Hammerschlag traf,

der ihn fertig machte und in einen Zustand versetzte, der mit dem Wort Auflösung umschrieben werden konnte, denn als seine Hand gegen die Haut an der Wange klatschte, hörte ich einen Laut, der mich an das Aufschlagen eines Lappens ins Wasser erinnerte.

Seine Tat hatte damit nichts zu tun, denn er war dabei, sich die weich gewordene Haut vom Gesicht abzuziehen.

Es sah furchtbar aus. An der linken Stirnseite begann es, er zerrte sie nach unten. Blut und gelbliche Flüssigkeit folgten, tropften auf die Decke, dann riss er den letzten Streifen dicht unter seinem Kinn kurzerhand ab.

Ich hatte längst die Erwärmung meines Kreuzes mitbekommen. Es strahlte seine Kraft ab, traf die lebende Leiche und würde sie aus der Entfernung zerstören.

Die linke Gesichtshaut hatte er abgerissen, er würde sich nun die Rechte vornehmen. Irgendwann musste es jemandem auffallen, dann war es bis zur Panik nicht mehr weit.

Das trat nicht ein.

Dafür etwas anderes.

Ich hörte meinen Namen und erkannte auch die Stimme des Rufers. Es war Kommissar Stahl.

»John…« Dann noch mal. »John, bitte…«

Ich stand auf, drehte mich um - und sah zwei Dinge: Zum einen den dunkel gekleideten Mann aus dem Auerbach-Keller, der noch immer dieselbe Kleidung trug.

Zum anderen aber den Kommissar.

Und er wurde vom Schatten des Mannes umklammert wie eine gefährliche Würgeschlinge…

***

Der Treffer war hart, aber nicht zu hart gewesen. So konnte Suko das Gefühl in seinem Kopf aushalten, das der Hieb hinterlassen hatte. Sein Denkapparat und sein Aufnahmevermögen waren nicht gestört, ebenso wenig wie die Sehfähigkeit.

Nur was er sah, gefiel ihm nicht.

Der Schein, der ihn von zwei Seiten einrahmte, stammte von den zahlreichen am Boden aufgebauten Kerzen, die nicht nur Licht schufen, sondern auch Wärme. Suko schwitzte schon.

Er wollte sich bewegen, aufstehen, doch es war ihm nicht möglich. Hände und Füße waren an die Sargplatte gefesselt. Suko musste zugeben, dass die Fesselung perfekt war und eines Vincent van Akkeren durchaus würdig.

Er konnte nichts tun, und ein Wort schoss ihm durch den Kopf, das ihm überhaupt nicht gefiel.

Hilflos…

Reine Hilflosigkeit, dort zu liegen, gefesselt auf einem Stück Holz, brutal angebunden und darauf wartend, dass ein anderer die Initiative übernahm.

Ein Vincent van Akkeren. Der Stellvertreter des Dämons Baphomet auf dieser Welt. Durch Niederlagen gezeichnet, sich wieder erholend, hatte er schon in London versucht, Einfluss zu gewinnen.

Doch sein gefährliches Killerspielzeug hatte nicht so reagiert, wie er es gern gehabt hätte. Und jetzt war es vorbei.

Leider nicht mit ihm, sondern mit Suko.

Sich darüber zu ärgern, wie ein Blinder in die Falle getappt zu sein, darüber machte sich Suko keine Gedanken. Er war nicht der Typ, der sich von derartigen Dingen auffressen ließ, weil es einfach keinen Sinn hatte.

Auch das Zerren an den Lederriemen brachte nichts. Sie waren zu fest geschürt worden.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als auf Vincent van Akkeren zu warten, der seiner Ansicht nach irgendwann erscheinen würde, denn einen derartigen Triumph ließ sich ein Mann wie er nicht entgehen.

Als Lichtquelle dienten allein die Kerzen. Er konnte sie nicht zählen, denn von der Menge her wirkten sie wie ein brennendes, flackerndes Meer, gaben einen ungewöhnlichen Schein ab. Nicht rot oder gelb, mehr bläulich bis weiß, ein Licht, das zwar Wärme ausströmte, aber eine gewisse Kälte nicht verleugnen konnte.

Auch dies passte zu van Akkeren, dem Baphomet-Diener, dem Führer der abtrünnigen Templer, die dem großen Dämon ebenfalls zu Willen waren und alles für ihn taten.

Van Akkeren und Baphomet liebten die Welt der Schatten und der Nacht. Sie waren Boten der Finsternis. Aus dem lichtlosen Dunkel schöpften sie ihre Kräfte, bevor sie sich daran begaben, Menschen zu infiltrieren und sie zu ihren Dienern zu machen.

Suko dachte schon jetzt darüber nach, was der andere mit ihm vorhatte.

Es musste für Vincent van Akkeren einen ungewöhnlichen Erfolg bedeuten, den Inspektor wehrlos vor sich zu sehen. Suko und John Sinclair standen auf der Liste des Mannes ganz oben. Er wollte ihren Tod, hatte es immer wieder versucht, war aber gescheitert, auch deshalb, weil sich der Dunkle Gral, eine mächtige Waffe des Guten, im Besitz des Geisterjägers befand.

Nur befand sich der Gral in London. Dort stand er, denn in Leipzig wollten sich Suko und John auf andere Waffen verlassen.

Bisher ohne Erfolg für Suko. Was John Sinclair tat, wusste er nicht. Er konnte nur hoffen, dass es ihm gelang, die Spur zu finden.

Hinzu kam der Zweite. Ein Unbekannter, der Schattenmann oder Schattenwürger. Er und van Akkeren mussten etwas miteinander zu

tun haben. Welche Verbindung allerdings genau zwischen ihnen bestand, das hatten weder Suko noch John bisher herausgefunden, wobei der Inspektor hoffte, von van Akkeren die nötigen Antworten zu erhalten, falls er sich bei ihm blicken ließ.

Doch der Baphomet-Diener ließ sich Zeit. So schmorte Suko vor sich hin, allein gelassen mit seinen Gedanken, und er dachte darüber nach, dass die stramme Fesselung für einen Blutstau sorgen würde, was ihm überhaupt nicht passte.

So gut wie möglich bewegte er die Hand- und auch Fußgelenke. Heraus aus den Schlingen kam er nicht, er konnte die Gelenke nur etwas drehen und sie so in Bewegung halten.

Über ihn flog der Schein der Kerzen hinweg, begleitet von einer Wärme, die den kalten Schweiß auf dem Gesicht des Inspektors trotzdem nicht vertreiben konnte.

Es war still. Er hörte nur seinen eigenen Atem und auch den Herzschlag, der wie ein dumpfes Grollen durch seine Brust schallte.

Aber das andere Geräusch war ebenfalls nicht zu überhören. Aus dem Hintergrund des Gewölbes näherten sich Schritte.

Nicht schleichend, auch nicht hastig. Wer da kam, der ging völlig normal.

Suko spürte kaum Spannung in sich, denn er rechnete fest mit Vincent van Akkeren.

Noch lag er flach auf dem Brett. Er änderte die Haltung, als er den Kopf etwas anhob, um über seinen gestreckten Körper hinwegschauen zu können.

Van Akkeren zeigte sich noch nicht. Aber in das bläuliche Restlicht hinein trat ein Schatten, der die Gestalt eines Menschen aufwies. Er ging noch ein paar Schritte, dann blieb er stehen und hob die Arme. Ob er dabei etwas berührt hatte, konnte Suko nicht erkennen. Jedenfalls flammte über ihm ein Lichtstrahl auf, der als Dreieck in die Tiefe fiel und seinen hellen Schein wie einen gewaltigen Trichter über die Gestalt ausbreitete.

Suko glaubte erkennen zu können, dass dieses Licht identisch war mit dem der Kerzen. Jedenfalls unterschied es sich von der Farbe her kaum von den Flammen.

Es war van Akkeren. Seine dunkle Kleidung hatte ebenfalls diesen bläulichen Schein angenommen.

Auch die Haut wirkte wie in Schatten gemeißelt, ebenso der Mund und die Augen.

Er war der Sieger, er stand in der Pose des Siegers. Eine unheimliche Gestalt, obwohl sie von keinen Nebel- oder Dampfschwaden umflort wurde.

Und er genoss es.

Sein Mund bewegte sich zunächst in gewissen Zuckungen, dann zog

er sich in die Breite, sodass die Lippen ein für Sukos Geschmack widerliches Grinsen aufwiesen, das ihm gleichzeitig erklärte, wie klein er zu Füßen dieses Menschen war.

»Darauf habe ich lange gewartet, Chinese!«

»Kann ich mir vorstellen.« Suko gefiel seine eigene Stimme nicht, sie klang zu kratzig.

»Soll ich fragen, wie du dich fühlst?« Van Akkeren begleitete die Frage mit einem Lachen.

»Vorhin besser.«

»Danke, ich habe verstanden.«

»Okay, van Akkeren, wir brauchen uns nichts vorzumachen. Eine Frage nur, ein Wort.«

»Bitte!«

»Warum?«

Der Mann vor Suko hob die Schultern. »Kannst du dir das nicht denken, Chinese?«

»Ich will es von dir wissen. Für ihn? Allein für den verfluchten Baphomet?«

»Letztendlich schon, aber es gibt auch noch andere Gründe, wie ich dir gern zugestehen will.«

»Ausgerechnet hier in Leipzig.«

»So ist es.«

»Wie sehen Sie aus?«

»Du kennst nicht Hoffmann?«

»Nein.«

»Er ist etwas Besonderes, Chinese. Er fühlt sich wie der Dichter Hoffmann in der Oper…«

»Ja, schon klar. So weit reicht meine Allgemeinbildung. Aber das ist eine Bühnenfigur gewesen…«

»Nein, nein, es gab den Dichter wirklich. Und er hat einen Nachfolger bekommen.«

»Als was? Auch als Dichter und Schriftsteller?«

»Ein Mann, dem die dunklen Mächte nicht fremd sind. Einer, der die Schattenwelten liebt.«

»Womit wir beim Thema wären.«

»Stimmt, Chinese, womit wir beim Thema Schatten wären. Jeder Mensch hat einen Schatten, der nur erscheint, wenn die Gegensätze aufeinander prallen. Wo Licht ist, da ist auch Schatten. Für einen normalen Menschen ist es unmöglich, seinen Schatten zu kontrollieren. Er kommt, wenn die äußeren Bedingungen es zulassen, er ist da, wenn die Sonne scheint, aber in der Dunkelheit ist er verschwunden, wieder eingetaucht in seine Welt.«

»Das ist bei Hoffmann wohl anders.«

»Sehr richtig.«

»Okay, wie anders?«

»Hoffmann ist in der Lage, seinen Schatten zu kontrollieren. Das ist eben das Besondere daran. Er kann ihn erscheinen lassen, wenn er es will, und er kann ihn kontrollieren. Sein Schatten gehorcht ihm. Er tut alles, was sein Herr und Gebieter von ihm verlangt. Sein Schatten ist nicht nur sein zweites Ich, sondern auch sein Killer, Chinese. Und das ist der springende Punkt.«

Suko lachte leise. »So etwas Ähnliches habe ich mir schon gedacht. Der Schatten mordet.«

»Ja, er tötet. Aber nicht nur das. Ein normaler Tod wäre lächerlich, im Prinzip. Er ist in der Lage, Menschen zu töten und sie als Zombies wieder erscheinen zu lassen. Nun - was sagst du jetzt?«

Erst mal nichts. Suko schwieg, weil er das Gehörte verdauen musste. Was ihm van Akkeren da erklärt hatte, war furchtbar, das eröffnete einem Menschen ohne Skrupel Tür und Tor, das ging unter die Haut und konnte einen fertig machen.

Van Akkeren lachte leise und so hinterhältig und wissend, als hätte er es zuvor geübt. »Du wirst viel erlebt haben, Chinese, aber dies wird auch dir neu sein - oder?«

Suko stieß die Luft aus. »Kompliment, van Akkeren, das ist es. Ich darf noch einmal zusammenfassen. Hoffmann ist ein Mensch, der seinen Schatten kontrollieren und als Mörder einsetzen kann. Er könnte sich als Zombiemacher fühlen.«

»Exzellent. Mein kleiner Schlag hat deinem Gedächtnis also nichts getan.«

»Du hast dich mit ihm verbündet…«

»Ja, wir haben uns gesucht und gefunden. Es gab Hoffmann schon lange, nur brauche ich dich nicht an die politischen Gegebenheiten in diesem Land zu erinnern, Suko. Es war damals für uns schwer, uns entfalten zu können. Das hat sich nun geändert. Leipzig ist bereit für den Leichentanz.«

»Ihr wollt die Stadt mit Zombies überschwemmen?«, fragte Suko lauernd. Allein die Vorstellung daran ließ bei ihm schon ein starkes Magendrücken aufkommen.

»Das wäre die Folge, Chinese. Das hatten wir im zuerst auch vor. Wir wollten ein Exempel statuieren, aber dann kam mir eine bessere Idee.«

»Die du mir natürlich verrätst.«

»Gern. Ich beschäftige mich auf vielen Gebieten. Mein kleiner Ausflug in die Londoner Geisterbahn ist leider danebengegangen, aber das habe ich verkraftet. Ich habe die Pläne zurückgestellt, denn die echten Zombies können wertvoller sein. Denk mal nach. Hoffmann gelingt es, seinen Schatten als Killer zu schicken. Er bringt die Menschen um oder verwandelt sie in lebende Leichen. Wem könnte Hoffmann den Schatten alles schicken, Chinese? Wem…?«

Suko hatte zwar gewisse Vorstellungen, behielt sie aber für sich. Er sagte nur: »Da gibt es verschiedene Möglichkeiten, wie ich meine. Du hast eine bestimmte im Auge.«

»Natürlich, und die liegt auf der Hand.«

Bei Suko fiel der Groschen. »Templer?«

»Gewonnen, Chinese, gewonnen. Es geht uns um die Templer.« Van Akkeren streckte den rechten Arm aus. »Aber nicht um meine, sondern um die anderen, wenn du verstehst.«

»Die um Abbé Bloch, den Brüdern, die in Frankreich ihre Heimat gefunden haben.«

»Richtig. Ich werde ihnen meinen Freund Hoffmann in den Ort schicken. Er selbst braucht nicht in Erscheinung zu treten, kann sich in ein Hotelzimmer setzen und seinen Schatten auf die Reise schicken. Auf ihn wird kein Verdacht fallen.«

Das waren Perspektiven, die Suko erschauern ließen. Es blieb nicht beim Schauder, denn eine tiefe, quälende und würgende Angst breitete sich in seinem Innern aus.

Er schwieg, was van Akkeren sehr gut gefiel, denn er amüsierte sich darüber. »Soll ich noch weitersprechen, Chinese?«

»Natürlich.«

»Gut.« Er gab sich leutselig. »Wie ich die Dinge sehe und verfolgen kann, werden die Ereignisse in den nächsten Tagen stattfinden. Wir sehen Leipzig als einen Ausgangspunkt für unsere Aktivitäten an. Die wichtigen Dinge regeln wir in Alet-les-Bains. Wir müssen diese Brut dort einfach auslöschen, das bin ich Baphomet schuldig, wenn du verstehst, Chinese.«

»Sicher, van Akkeren, wir kennen uns lange genug. Aber wie ist Hoffmann zu dieser ungewöhnlichen Stärke gelangt? Das will mir einfach nicht in den Kopf.«

»Er hat den Weg der Hölle eingeschlagen.«

»Asmodis oder Baphomet?«

»Nein, Asmodis.«

»Ist er nicht ein Rivale Baphomets? Ich weiß, dass sich das absolut Böse, Luzifer, aus Asmodis, Baphomet und Beelzebub zusammensetzt, aber ich weiß auch, dass sich die drei Personen als Einzelne nicht besonders grün sind.«

»In diesem Fall haben wir den Pakt geschlossen.«

»Für immer?«

»Wir sind zu zweit, wir haben das gemeinsame Ziel, wir werden es erreichen.«

»Da gibt es noch ein Hindernis.«

»Denkst du an dich?«

»Nein, nein - ich meine…«

Das Lachen unterbrach Suko. »Du hoffst doch nicht etwa auf deinen

Freund John Sinclair?«
»Ich dachte an ihn.«
Van Akkeren nickte. »Er ist ebenfalls in Leipzig. Er turnt, wie man so schön sagt, durch die Stadt. Er sucht den Schattenkiller, der ihn beschäftigt, denn einige Zombies gibt es bereits. Keine Sorge, Chinese, wir sind allein, auf Sinclair brauchst du nicht zu rechnen. Und dass dein Tod für mich ebenfalls feststeht, ist klar.«
»Wie hast du dir das vorgestellt?«
Van Akkeren kam näher. Er hob die Arme an und verschränkte sie vor der Brust. »Das ist doch ganz einfach, Chinese.« Er senkte den Kopf und schaute Suko kalt lächelnd dabei an. Der Kerzenschein strahlte ihn von unten her an, in seinen Augen glitzerte dunkles Eis. Sie waren ohne Gefühl. Van Akkeren sah zwar aus wie ein Mensch, aber er dachte und handelte wie ein Dämon. »Ich werde meinem neuen Partner die Chance geben, dich zu vernichten. Er wird seinen Schatten auf dich hetzen. Und dieser Schatten wird sich über dich legen. Zunächst sehr langsam, fast streichelnd, aber das wird sich ändern, denn er wird dich umklammern und immer stärker zusammenpressen. Langsam wird das geschehen, sehr langsam. Du bekommst keine Chance, Chinese. Du wirst sterben und doch nicht tot sein. Wenn du nicht mehr atmest, werde ich dich von deinen Fesseln befreien und dich gehen lassen. Nicht als Mensch, sondern als eine Marionette des Wahnsinns.«
»Noch bin ich kein Zombie!«, erklärte Suko.
»Das weiß ich. Diese Nacht ist entscheidend. Ich habe mich hier mit meinem Freund Hoffmann verabredet. Er ist in alles eingeweiht. Er freut sich bereits auf die große Chance, einen seiner stärksten Gegner vernichten zu können.« Van Akkeren schüttelte den Kopf, als würde er sich amüsieren.
»Jetzt schau dich mal an, Chinese. Dieses Brett, auf dem du liegst, habe ich hier gefunden. Es ist sehr alt, aber noch völlig in Ordnung. Es funktioniert noch ebenso gut wie damals. Du wirst keine Chance haben, deine Arme zu befreien. Auch deine Beine bleiben gefesselt. Das alles verdanke ich den Leuten, die sich einmal hier versteckt gehalten haben. Hoffmann kannte das Gewölbe. Er führte mich her. Wir haben es beide unter Kontrolle genommen.« Er winkelte den Arm an und schaute auf seine Uhr. Das Zifferblatt warf einen metallisch flirrenden Reflex, und van Akkeren nickte. »Draußen ist es mittlerweile dunkel geworden. Ich werde nachsehen, wo er bleibt.« Er nickte Suko zu, drehte sich um und ging davon, ohne noch ein Wort zu reden.
Starr blieb Suko liegen. Es hatte keinen Sinn, an den Fesseln zu zerren. Er hätte alles geschafft, nur losreißen würde er sich nicht können.

Gab es noch eine Chance?
Wie es im Moment aussah, nicht…

***

Was sollte ich tun?
Mich um den Zombie kümmern, ihn mit einem blitzschnellen Schlag meines Kreuzes vernichten oder dem Kommissar zu Hilfe eilen, der sich unter der Schattenfessel wand, den Mund geöffnet hielt und dicht davor stand, das Bewusstsein zu verlieren. Von dort war es dann nicht mehr weit bis zum Tod.
Ich ließ den Zombie hocken und jagte auf Hoffmann zu.
Der stand da, ohne sich zu rühren. Noch immer war sein Gesicht nicht genau zu erkennen, weil es im Schatten der nach unten gezogenen Hutkrempe lag.
Aber er war derjenige, auf den es ankam. An ihn musste ich mich halten. Erst als ich bei ihm war und ihn herumriss, ihm sofort den Arm in die Höhe bog und mein Kreuz dagegen presste, wusste Hoffmann, was die Stunde geschlagen hatte.
Er wimmerte auf wie ein Tier, und dieser Laut übertönte selbst das Klappern der Bestecke und den Wirrwarr der Stimmen.
Stille…
Wieder wimmerte Hoffmann.
Ich redete ihn an. »Ich breche dir den Arm, wenn du den Schatten nicht von ihm wegnimmst. Los, Hoffmann, weg mit dem Schatten! Ich warte nicht mehr lange.«
An seinem Hals spürte er das Kreuz. Druckstellen entstanden, die sich dunkelrot von der normalen Haut abhoben.
Wichtig war der Schatten. Ihn hatte die Hölle gezeichnet. Erst wenn er und Hoffmann eine Symbiose bildeten, würde die schwarzmagische Kraft voll zum Tragen kommen.
Würde er sich dagegenstemmen? Wenn er vernünftig war, nicht, denn er spürte Schmerzen.
Erst jetzt hatte auch der letzte Gast richtig mitbekommen, was hier genau ablief. Einige Männer waren aufgesprungen. Frauen ebenfalls. Sie alle hatten Haltungen eingenommen, als wollten sie jeden Moment zur Tür rennen und verschwinden.
Das taten sie nicht. Die Spannung und die Neugierde hielten sie auf dem Fleck. Zudem tat sich etwas, das ihre Gemüter beruhigte. Ich rief das Wort Polizei.
Daraufhin trat eine leichte Entspannung ein. Keiner begriff allerdings, was hier ablief. Für die Gäste musste der Kommissar verrückt geworden sein, weil er sich so unnormal benahm.
Das allerdings war ihm nicht anzulasten. Der Schatten kannte kein Pardon. Gnadenlos drückte er zu, und Harry Stahl wand sich unter

diesem grauenvollen Zwang.

Ich hörte genau, wie er keuchend nach Luft schnappte. Seine Augen traten aus den Höhlen hervor, sogar die Zunge schnellte aus dem Mund. Sie sah aus wie ein rotgrauer Klumpen, der mal nach vorn und dann wieder zurückzuckte.

»Lass es, Hoffmann!«

Und Hoffmann gehorchte. Wie er es anstellte, wusste ich nicht. Jedenfalls verschwand der Schatten von Harrys Brust. Der Kommissar konnte wieder atmen. Er holte Luft, taumelte gleichzeitig zurück und fiel gegen den Flügel, der dem Aufprall nicht standhielt und auf dem Podium ein Stück zur Seite rutschte.

Der Schatten war verschwunden. Ich hatte ihn zuletzt gesehen, wie er zwischen den Gästen tanzte, aber keinen Menschen mehr angriff.

Auch ich lockerte den Griff, was Hoffmann natürlich merkte. Blitzschnell riss er sich frei.

In den folgenden Sekunden wurde mir drastisch vor Augen geführt, dass ich einen schweren Fehler begangen hatte.

Hoffmann war frei und rannte sofort weg. Ich hetzte in dem Augenblick zu Harry Stahl hin, der über dem Flügel lag und keuchend atmete. Als ich nachfassen wollte, war Hoffmann bereits verschwunden. Dafür hörte ich sein schrilles, irres Lachen. Der Hut saß noch immer auf seinem Kopf, als wäre er dort festgewachsen. Er selbst war an dem Podium vorbeigerannt, nach links weg, fort von mir.

Der Schatten hatte sich in die entgegengesetzte Richtung begeben, drehte sich urplötzlich und huschte auf ihn zu.

Ich war zu weit entfernt, um eingreifen zu können. Okay, mit einem geweihten Silbergeschoss hätte ich einiges klarmachen können, dazwischen jedoch schoben sich die Gäste, denn sie waren von ihren Plätzen aufgesprungen.

Ich fand kein Ziel mehr.

Der Kommissar drückte sich wieder hoch. Er hielt den Kopf noch gesenkt und atmete schwer.

Schreie und laute Rufe gellten durch den Raum. Wie Signalsirenen erreichten sie meine Ohren, und dann kam der verfluchte Zombie.

Er hatte den Tisch in die Höhe gehoben und stampfte auf mich zu. Das sah Harry Stahl.

Als er sich der Bestie in den Weg stellen wollte, wurde er von ihr zur Seite geschleudert. Er rollte vom Podium. Ich hörte ihn noch fluchen, dann musste ich mich um den Zombie kümmern.

Ich wusste nicht, ob die Platte eine Silberkugel auffangen würde, deshalb ließ ich die Beretta stekken.

Das Kreuz hielt ich noch in der Hand. Als sich der Zombie mitsamt des Tisches nach vorn warf, war ich schneller, glitt zur Seite und

führte einen Rundschlag durch.
Zusammen mit meiner Hand krachte das Kreuz in den Rücken des untoten Wesens.
Das war sein Untergang!
Plötzlich zuckte er zusammen, als hätten ihn mehrere Peitschenschläge zugleich erwischt. Ich sah noch in sein Gesicht, das vor meinen Augen zersprang.
Unter den Resten tauchte ich weg, zerrte den Kommissar in die Höhe und hetzte mit ihm zusammen auf den Ausgang zu, wo wir mit zahlreichen Gästen zusammenstießen, weil diese in ihrer Panik ebenfalls nach draußen wollten.
Wir mussten uns den Weg bahnen, schleuderten die Menschen zur Seite und sahen den Mann, der uns auch empfangen hatte. Nur stand er nicht mehr hinter seinem Pult, sondern hockte in einem altersschwachen Korbsessel, der unter seinem Gewicht ziemlich zusammengedrückt worden war.
Aus großen Augen glotzte er uns an. Ich zerrte ihn hoch. Harry tat noch nichts, weil er unter den Folgen des Schattenangriffs litt. Er stand neben mir, keuchte, rang nach Worten, aber die Fragen stellte ich.
»Wo ist der Mann hin?«
»Ich - ich…«
»Der mit dem Hut, verdammt!«
»Draußen!«, keuchte der Portier.
Das reichte mir. Ich drückte ihn wieder in seinen knarrenden Korbsessel zurück, drehte mich und folgte Harry, der bereits auf dem Gehsteig stand und sich dort umschaute.
»Mist!«, würgte er hervor.
Wir konnten uns für eine Richtung entscheiden. Für mich stand fest, dass Hoffmann eine Niederlage erlitten hatte, die er nicht allein tragen würde.
Wenn er mit van Akkeren zusammenarbeitete, würde er zu ihm laufen und sich mit ihm besprechen.
Harte Schritte schreckten mich auf. Brinkmann lief herbei. Schweiß strömte über sein Gesicht, das aussah, als hätte er Fürchterliches erlebt. »Suchen Sie den Schwarzen?«
»Ja, zum Teufel.«
»Ich habe gesehen…«
Ich schob ihn vor, ohne ihn ausreden zu lassen. »Los, zeigen Sie uns den Weg!«
Und Brinkmann rannte. Wir hatten Mühe, ihm auf den Fersen zu bleiben. Gemeinsam huschten wir um die Ecke, wo die dunkle Seite des Hotels lag. An ihr rannten wir entlang. Das Pflaster erinnerte mich an einen löchrigen Käse, so aufgerissen war es.

Einmal stolperte Brinkmann, fing sich wieder. Harry und ich sprangen über das Loch hinweg, bis wir einen schmalen Vorgarten erreichten, den ein rostiges Gitter vom Gehsteig trennte.

Hinter den Büschen des Vorgartens schoben sich die Umrisse eines kleinen Hauses aus dem Dunkel.

»Ist er dort?«

Brinkmann nickte mir zu. »Ich glaube ja. Wenigstens habe ich ihn in diesen Garten verschwinden sehen.«

»Wunderbar, dann los!«

»Soll ich mit?«

»Nein!«, rief ich im Laufen. Als Erster hatte ich die Haustür erreicht. Hinter mir keuchte Harry Stahl.

Mit einem Fußtritt rammte ich die Tür auf. Mir war jetzt alles egal. Feuchte Luft schlug uns entgegen. Dieses Haus roch, als hätte es lange keinen Bewohner mehr gehabt.

Meine Lampe strahlte in die Finsternis und gegen eine offen stehende Tür, die zur Wand einen rechten Winkel bildete.

Dahinter strahlte ich in einen Keller. Die Treppe führte nach unten, hinein in eine modrig stinkende Feuchtigkeit.

»Ob er dort ist, John?«

»Wir werden es herausfinden. Es gibt diese verdammten Tunnel und Gewölbe doch - oder?«

»Ja, die alten.«

Ich hatte die Treppe mit zwei langen Sätzen hinter mich gebracht. Der stinkende Kellergang nahm mich auf und endete vor einem offenen Stollen.

Den Kopf musste ich einziehen, als ich ihn betrat. »Wissen Sie, wo er hinführt?«

»Nein, John!«

Es war mir egal. Ich lief so schnell wie möglich in die düstere Tiefe hinein.

Wahrscheinlich würde sich in der Unterwelt von Leipzig unser Schicksal entscheiden…

***

Suko lag allein, und die Zeit wurde ihm verdammt lang. Er hatte es aufgegeben, die Minuten zu zählen. So etwas hatte keinen Sinn. Er hätte sich nur geärgert.

Die Fesseln saßen nicht nur stramm, er empfand sie mittlerweile als eisenhart. Trotz der Bewegungen staute sich das Blut in den Adern.

Van Akkeren ließ sich nicht blicken. Er war sich seiner Sache so sicher, dass er Suko sogar die Waffen gelassen hatte, aber die nutzten ihm nichts, denn er kam nicht an sie heran.

Allmählich brannten die Kerzen herunter. Einige von ihnen waren

schon verloschen. Immer mit einem leisen Zischen, und so ähnlich wie das Licht der Kerzen würde auch Sukos Lebensflamme verlöschen, wenn es so weiterging.

Plötzlich flackerte das Licht. Es war ein Gemisch aus Schatten und Helligkeit über Suko. Ausgelöst durch heftigen Wind, denn van Akkeren stürmte in das Gewölbe.

Er ging so schnell, dass Suko einen Fall befürchtete. Im letzten Augenblick konnte er sich fangen, baute sich wieder vor dem Inspektor auf und drohte ihm.

»Was ist?«

»Er kommt, Chinese!«

»Glücklich bist du darüber nicht.«

»Warte ab. Du wirst in den nächsten…«

Schritte übertönten seine weiteren Worte. Er drehte sich um und schaute der Gestalt entgegen, die in das Gewölbe rannte.

Es war Hoffmann. Er wirkte wie ein Mensch, der sich auf der Flucht verausgabt hatte, denn es bereitete ihm Mühe, sich auf den Beinen zu halten.

»Was ist los?«

»Sinclair!«, gurgelte der Ankömmling.

Van Akkeren stand starr. »Du hast ihn gesehen?«

»Ja.«

»Weiter, weiter!«

»Er ist mir auf den Fersen. Mein Schatten und auch ich haben ihn nicht killen können.«

Van Akkeren fluchte und trat vor Wut mit dem rechten Fuß auf. Suko verhielt sich still. Jedes Wort konnte hier zu viel sein. Sich nur nicht melden und die anderen in Zorn bringen.

»Wann kann er hier sein?« Hoffmann keuchte. »Ich weiß es nicht.«

»Kannst du ihm den Schatten schicken?«

»Schon, aber…«

»Dann tu es!«, brüllte van Akkeren. Sein Gesicht wurde zur Grimasse. »Tu es, verdammt!«

»Der Schatten schafft es nicht. Er…«

»Wieso?«

»Sinclair hat das Kreuz!«

Nach dieser Antwort sah van Akkeren aus, als hätte er einen Wasserguss abbekommen. »Ja, er hat das Kreuz!«, gab er selbst zu. »Er hat es, aber er hat es nicht!« Er drehte sich, dabei schnellte der rechte Arm ebenso vor. Der Zeigefinger zeigte nun auf den liegenden Suko.

»Er hat es nicht!«, wiederholte van Akkeren.

»Soll ich ihn umbringen?«

Vincent van Akkeren nickte und fragte gleichzeitig: »Wie viel Zeit bleibt uns denn?«

»Hoffentlich genug!«

»Dann tu es!«

Hoffmann gehorchte aufs Wort. Van Akkeren ließ ihn vorbei, damit er Suko in einen Zombie verwandeln konnte…

ENDE des ersten Teils